

magazin



Hallo,
komm
doch
rein!

Ich schenk
dir Zeit!
Hast du Lust,
was zu
spielen?

■ International: von Indien
nach Leipzig > S. 24

■ Mutig: Banker im
Sozialpraktikum > S. 30

■ Clever: das engagierte
Internet > S. 43

Ehrenamt ist Ehrensache

Im Mittelpunkt stehen die Menschen: die haupt- und ehrenamtlichen Helfer in Ihrer Organisation und die Menschen, denen sie tagtäglich zur Seite stehen. Konzentrieren Sie sich auf Ihr Engagement und wir kümmern uns um die Technik: Mit Office 365 können Sie die Zusammenarbeit und Kommunikation in Kirche und Wohlfahrt noch besser gestalten.

Ihre Vorteile:

- Vertraute Office-Anwendungen
- Gesicherter Zugriff auf alle Daten von nahezu überall aus
- Einfachere Zusammenarbeit und Kommunikation zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen
- Automatische Updates und 99,9% Verfügbarkeit
- Schnelle Organisation und Koordination von Diensten und Einsätzen
- Günstige Konditionen für die Anschaffung von Office 365

Alle weiteren Informationen finden Sie unter www.microsoft.de/socuravertrag



EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,



Andreas Wagner,
Chefredakteur,
Leiter des Zentrums
Kommunikation
der Diakonie
Deutschland in
Berlin

„Ich bin danach immer sehr fröhlich“, sagt Melanie L., 44, wenn sie über ihr Ehrenamt in einem Hamburger Tierheim berichtet. Sie streichelt die Katzen, geht mit einem Hund Gassi, ist viel an der frischen Luft.

Melanie ist eine untypische Freiwillige, und das nicht nur, weil sie mit Tieren arbeitet. Die Hamburgerin hat eine Behinderung und gehört damit normalerweise eher selbst zu den Personen, um die sich andere kümmern.

Dass sie aus dieser Rolle heraustreten kann und selbst zur Helferin wird, verdankt sie einem Projekt der Hamburger Diakonie. Es heißt „Selbstverständlich freiwillig – Menschen mit Behinderungen engagieren sich“, hilft bei der Suche nach einer passenden ehrenamtlichen Tätigkeit und ist ein voller Erfolg. Kein Wunder: Es tut offenbar allen gut, für andere da zu sein, sich für jemanden oder etwas einzusetzen.

Irgendwie ist Melanie dann auch typisch für das ehrenamtliche Arbeiten in der Diakonie. Denn ihr Beispiel zeigt, dass sich hier jeder Mensch einbringen kann, mit dem, was er gut und gern macht. So wie Melanie mit Tieren umgehen kann, spielt ein anderer selbstvergessen mit kleinen Kindern oder begleitet einen Schwerkranken einfühlsam in dessen letzten Monaten. Oft finden die freiwillig Engagierten in ihrem Einsatz etwas, das ihnen im Alltag oder im Beruf fehlt: Freude, Nähe oder Verantwortung.

Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, dass in diesem Editorial die Begriffe „ehrenamtlich“ und „freiwillig engagiert“ wechseln. So halten wir es auch im Heft, weil beide Ausdrücke ihre Berechtigung haben. „Ehrenamt“ ist der bekannte, eingeführte Begriff, auch wenn er in der Sache zuweilen daneben liegt – manchmal gibt es weder Ehr noch Amt. „Freiwillig engagiert“ trifft es inhaltlich besser, klingt aber etwas sperrig.

So oder so: Wir wollen Sie motivieren! Vielleicht haben Sie, liebe Leserin, lieber Leser, ja nach Lektüre dieses Heftes auch Lust, sich irgendwo zu engagieren? Nicht nur die Katzen würden sich darüber freuen.

Ihr

Andreas Wagner

Seite 18 Puppen aller Hautfarben gibt es in der Kinderlounge am Düsseldorfer Hauptbahnhof



Seite 34 Max Schreff ging nach dem Abi als Freiwilliger nach Rumänien. Er macht gerade Abendessen für seine WG

Auftakt

Da schau her! Ein integrativer Zirkus, gute Nachrichten und neun Leute, die Gesicht zeigen

06 **EinBlick**

08 **Panorama**

10 **Porträts**

Spektrum

Am Bahnhof oder im Krankenhaus, in Berlin oder Rumänien – es gibt unzählige Möglichkeiten, aktiv zu werden. Und ebenso viele Menschen, die das einfach tun. Aber leider nicht genug Seiten, um sie hier alle zu zeigen...

12 **Hintergrund** Ehrenamtliche sind eine Hilfe für jedes Unternehmen – und ein Glück für unsere Gesellschaft

16 **Kommentar** Der Staat sollte die bürokratischen Hürden senken, meint Svenja Stadler

18 **Bahnhof** Für Kinder gibt es am Düsseldorfer Hauptbahnhof eine eigene Lounge

20 **Krankenhaus** Oliver Kapteinat ist als „Grüner Herr“ für die Patienten da

22 **Sterbebegleitung** Wie ein schwerkranker Mann und sein Hospizhelfer sich gegenseitig gut tun

24 **Weltwärts** Von Süd nach Nord: Zwei junge Inderinnen machen ein Freiwilligenjahr bei der Diakonie in Leipzig

- 28 **FSJ plus** Morgens soziales Engagement, nachmittags Schulbank. Mit dem Projekt FiftyFifty zum Realschulabschluss
- 30 **Seitenwechsel** Im Trend: Banker und Manager machen Praktika in sozialen Einrichtungen
- 34 **Ausland** Freiwillig nach Rumänien? Max Schreff hat's getan
- 38 **Lebensfragen** Einsamkeit öffnet Türen
- 40 **Kulturtipps** Gesellschaftliches Engagement in Film und Literatur. Sechs Tipps

Perspektiven

Nachwuchssorgen bei den Ehrenamtlichen? Müssen wir nicht haben, sagen der Zukunftsforscher, der Pfarrer – und auch ein Blick ins Internet

- 43 **Social Media** Mit Facebook, Twitter und Co neue Ehrenamtliche gewinnen
- 48 **Interview** Freiwillige zu finden ist nicht schwer, meint Pfarrer Dr. Thomas Hübner aus Köln-Rondorf
- 51 **Visionen** Deutschland im Jahr 2030
- 54 **Ausblick** Autorinnen und Autoren. Themen im nächsten Heft
- 55 **Impressum**

Seite 43 Braucht ihr Hilfe? Sind gleich da!
Neue Medien in der Freiwilligenarbeit



Seite 48 In der evangelischen Gemeinde Köln-Rondorf packt jeder mit an



EINBLICK

Vorhang auf – für den
Circus Bombastico Spezial!

Die Stars in der Manege (im Uhrzeigersinn):
Repro, der Mann mit der blauen Nase
(Marcel Dietzel),
Paule (Heinz Sommer),
Herr Rühmann (Thomas Gliemann),
der Herr der Ringe (Maik Gottbehüt),
Babo (Babo Hermann),
die Musikaline Barbsine (Barbara Hermann),
die Boxmaschine (Mike Treuner),
Theo der Zerquetscher (Klaus-Dieter Gärtner),
Herr Schmidt (Frank-Michael Schmidt),
Herr Inspektor (Thomas Friede).

Der Zirkus geht ein- bis zweimal im Jahr
auf Tournee und ist ein Projekt der
Diakoniestiftung Weimar Bad Lobenstein gGmbH:
www.diakonie-wl.de



PANORAMA

innovatio 2015

„Herzlich willkommen!“ So heißt das Projekt, das 2013 den innovatio gewann, einen von Diakonie und Caritas ausgeschriebenen Preis für überzeugende soziale Initiativen. Mit den 10.000 Euro Preisgeld



konnte das Team des Diakonischen Werkes Herzogtum Lauenberg, das sich um Flüchtlinge und Asylbewerber kümmert, seine Hilfe weiter ausbauen. Nun geht es in die nächste Runde, ab sofort werden Bewerbungen für den innovatio 2015 angenommen. Gesucht werden soziale Projekte, die innovative Antworten auf die Nöte der heutigen Zeit finden, die neue Ideen verwirklichen, Mut und Hoffnung machen und andere Menschen einladen, ebenfalls aktiv zu werden. Prämiiert werden neben dem Gewinner noch neun weitere Projekte, diese erhalten je 2000 Euro. Bewerbungsschluss ist der 31. März 2015. Die Preisverleihung findet im November in Berlin statt.

Informationen zur Bewerbung unter:
www.innovatio-sozialpreis.de

Hat schon gewonnen:
Esmat Shirazi,
Mitarbeiterin im
Gewinnerprojekt
2013 „Herzlich
willkommen im
Kreis Herzogtum
Lauenburg –
Ankommen in
Gudow“.

Diakonie

Wussten Sie's schon?

700.000

Menschen engagieren sich freiwillig in der Diakonie.

Diese Zahl wurde erstmals 2010 in einer repräsentativen Studie ermittelt.

Mehr Zahlen und Informationen: www.diakonie.de/Statistik

Geschichten hinter den Zahlen:

www.diakonie.de/700000-menschen-engagieren-sich-freiwillig-in-der-diakonie-8782.html

Quelle: Freiwilliges Engagement in Einrichtungen und Diensten der Diakonie. Eine repräsentative Studie. Diakonie Texte, Statistische Informationen 04.2012. Download als PDF unter: www.diakonie.de/Texte. Bestellen: Zentraler Vertrieb des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung, Karlsruher Str. 11, 70771 Leinfelden-Echterdingen, Telefon 0711/2159-777, E-Mail: vertrieb@diakonie.de

Sorge für Flüchtlinge – Positionen der Diakonie

Millionen von Menschen sind auf der Flucht. Aufnahme-länder wie Deutschland sind zunehmend gefordert, eine große Zahl von Flüchtlingen zu versorgen. Die Diakonie, die eingebunden ist in die Aufnahme und Unterbringung, wirbt in einem neuen Positionspapier für gute Standards bei der sozialen Begleitung, Aufnahme und Versorgung der heimatlos gewordenen Menschen.

Diakonie Texte 07.2014: Positionen zur Aufnahme, Wohnraumversorgung und Unterbringung von Flüchtlingen. Download unter: www.diakonie.de/Texte

Die Printversion ist zu beziehen beim Zentralen Vertrieb des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung, Telefon: 0711/2159-777, E-Mail: vertrieb@diakonie.de



So nicht! Im Flüchtlingsheim Siegerlandkaserne, Nordrhein-Westfalen, wurden Bewohner misshandelt.

Gute Nachrichten rund um soziale Berufe

Reinschnuppern erwünscht

Ein sozialer Beruf – liegt mir das wirklich? Zum Glück gibt es viele Möglichkeiten, das einfach mal auszuprobieren. Im Portal www.soziale-berufe.com gibt es eine gute Übersicht über Praktika und Freiwilligendienste jeder Art, im In- und Ausland. Mit Erfahrungsberichten. www.soziale-berufe.com/ausprobieren

Diakonie unter den Top 100 der beliebtesten Arbeitgeber Deutschlands

Glückwunsch! Im trendence Schülerbarometer 2014 hat die Diakonie erstmals den Einstieg in die Top 100 der beliebtesten Arbeitgeber Deutschlands geschafft – und landete gleich auf Platz 36. Über 12.000 Schüler der Jahrgangsstufen 8 bis 13 hatten darüber abgestimmt, wo sie gerne arbeiten möchten. Auf den vorderen Plätzen liegen die großen Industrieunternehmen, vor allem die Autobranche, die besonders bei jungen Männern punktet. Bei den jungen Frauen sind soziale Berufe beliebt, über 30 Prozent wählten daher Arbeitgeber aus diesem Bereich.

Das trendence Institut in Berlin ist ein Forschungsinstitut für Personalmarketing, das jährlich über 500.000 Schüler, Studierende und Young Professionals zu verschiedenen Themen befragt.

www.schuelerbarometer.de



Auf zur Messe!

Die Kampagne „Soziale Berufe kann nicht jeder“ ist auf der YOU Dortmund mit einem Stand

vertreten. Besucher können sich in einem nachgebauten TV-Studio über ihre Zukunftspläne interviewen lassen, die Test-App „Bin ich der Typ für die Arbeit mit Menschen?“ ausprobieren und mit dem Street-Art-Bild-generator ein ganz besonderes Erinnerungsfoto machen: Halle „Bildung.Karriere.Zukunft“, Stand 5.A.04. YOU. Messe für Jugendkultur, Dortmund, 28. bis 30. November 2014, www.you.de

Cartoon



Anzeige

Wofür schlägt dein Herz?

... helfen kann so einfach sein

heart beat

das besondere Kinderhilfswerk für Kinder mit Behinderungen

Weitere Infos:
 heartbeat · Dürerstr. 30a · 35039 Marburg
 Tel: 06421-912312 · info@mm-heartbeat.org · www.mm-heartbeat.org

PORTRÄTS

Neun von 700.000

In der Diakonie engagieren sich über 700.000 Freiwillige – hier sind neun von ihnen. Und schon diese kleine Auswahl zeigt: Sie sind in den unterschiedlichsten Bereichen aktiv. Gemeinsam ist ihnen die Freude an ihrer Tätigkeit. Sicher ist: ohne sie und die vielen anderen freiwillig Engagierten wäre unsere Gesellschaft arm dran

[www.diakonie.de/
diakonie-magazin-freiwillig](http://www.diakonie.de/diakonie-magazin-freiwillig)

**Eveline Mayer,**

65, Haßloch, hat gleich mehrere Ehrenämter – in Kindergärten, Schulen und Altenheimen

„Es ist mir ein großes Bedürfnis, mich sozial zu engagieren“

Ich bin vielseitig engagiert: Einmal im Monat organisiere ich in einem Seniorenheim in Haßloch ein Erzählcafé. An der Ehrenamtsbörse in Haßloch bin ich zuständig für die Presseaufrufe. Ich bin Lesepatin in einem Kindergarten. Und als Schulmediatorin des Vereines „Seniorpartner in School“ engagiere ich mich jede Woche für fünf Stunden in der Konfliktbewältigung an einer Grundschule. Es ist mir ein großes Bedürfnis, mich sozial zu engagieren, um mein Wissen und meine Lebenserfahrung an junge Menschen wei-

terzugeben wie auch eine Hilfestellung für ältere Menschen zu geben. Dieses Engagement bekomme ich belohnt durch Dankbarkeit, positives Feedback. Es ist damit eine Bereicherung für meine persönliche Zufriedenheit in meiner dritten Lebensphase.

www.seniortrainer-rlp.de

Das Programm SeniorTRAINERinnen der Diakonie-Rheinland-Pfalz wendet sich an ältere Menschen, die ihre Erfahrungen und Kompetenzen weitergeben wollen, und bildet sie fort.

**Thore Uphues,**

38, hilft beim Motorradgottesdienst in Hamburg

„Ich finde die Motorräder einfach klasse“

Ich bin ehrenamtlich aktiv beim Mogo (Motorradgottesdienst) in Hamburg. Dort helfen etwa 250 Ehrenamtliche, und wir treffen uns einmal im Monat. Ich bin für die Spenden zuständig, das heißt, ich sammle Spenden für den Gottesdienst. Mir macht es Spaß, mitzumachen, weil die Atmosphäre so toll ist: beim Motorradgottesdienst selbst und bei den Helfertreffen. Ich finde es gut, neue Leute kennenzulernen und aktiv zu sein. Und ich finde die Motorräder einfach klasse!

www.diakonie-hamburg.de/selbstverstaendlich-freiwillig

Das Diakonische Werk Hamburg unterstützt Menschen mit Behinderungen dabei, sich freiwillig zu engagieren.



Gisela Mähnert, Renate Schöneberger, Rainer Bosbach, Wolfgang Neie und Traudel Espenschied

(von links nach rechts) engagieren sich im Projekt „Das begabte Kind“ im pfälzischen Donnersbergkreis

„Es ist so vielschichtig“

Wir arbeiten im Donnersberger Hochbegabtenprojekt. Begabungsförderung kann nur gelingen, wenn die begabte Person ihre Begabung entwickeln will und ihr Umfeld – Familie, Institutionen und auch die Gesellschaft – dazu beiträgt. Wir wollen deshalb Eltern, Erzieherinnen und Lehrer informieren und ihnen Unterstützung anbieten, betroffene Eltern vernetzen sowie mit Fachleuten zusammenbringen und die Öffentlichkeit informieren.

Unser Projekt entstand aus dem Gesprächskreis zur Ausstellung „Das begabte Kind“ der Kreisverwaltung Kirchheimbolanden. Besonderen Spaß macht uns, in einem Bereich zu arbeiten, wo sich individuelle und gesellschaftliche Interessen kreuzen. Er ist so vielschichtig, dass er unser Wissen, unsere Erfahrungen und unser Können in hohem Maße fordert – gerade auch als Team.

www.seniortrainer-rlp.de
(Info siehe Eveline Mayer)

„Man lernt täglich etwas fürs Leben dazu“



Ralf Udo Müller,

50, Biederitz, ist Bufdi in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung

Ich absolviere momentan einen Bundesfreiwilligendienst (BFD) und betreue zusammen mit einem Gruppenleiter 18 Menschen in einer Behindertenwerkstatt der Pfeifferschen Stiftungen in Magdeburg. Wir bauen die Innenausstattung von Schutzhelmen zusammen. Die Tätigkeit umfasst nicht nur den Arbeitsprozess an sich. Es geht auch darum, den behinderten Menschen bei ihren sozialen und emotionalen Problemen zur Seite zu stehen. Die Arbeit erfüllt mich täglich neu, denn kein Tag gleicht dem anderen. Es entstehen immer neue Situationen, auf die man flexibel reagieren muss. Dadurch kommt nie Langeweile auf, und man lernt täglich etwas fürs Leben dazu. Das Arbeitsklima ist sehr harmonisch, und meine Kollegen betrachten mich als Ansprechpartner und Ratgeber. Mir macht die Arbeit sehr großen Spaß. Deshalb ist es mein Wunsch, in diesem Bereich auch nach dem BFD weiter zu arbeiten.

www.evangelischer-bundesfreiwilligendienst.de
Diakonie und Evangelische Kirche bieten viele Stellen für Bundesfreiwilligendienstleistende an.

Melanie L.,

44, arbeitet im Tierheim des Hamburger Tierschutzvereins



„Ich bin danach immer sehr fröhlich“

„Ich arbeite ein- bis zweimal die Woche ehrenamtlich im Tierheim. Zuerst gehe ich ins Katzenhaus. Da streichele ich Katzen. Danach gehe ich mit einem Hund Gassi. Besonders Spaß macht mir, mit den Katzen zu spielen und mich mit den Hunden an der frischen Luft zu bewegen. Es bringt mir viel. Ich bin danach immer sehr fröhlich. Die Bewegung tut mir gut! Und der Kontakt zu Tieren und Menschen macht mich glücklich.“

Mir gefällt nicht, wenn die Tierpfleger unfreundlich oder genervt sind. Schade finde ich, dass ich nur am Wochenende ins Tierheim gehen kann, weil ich berufstätig bin.

[www.diakonie-hamburg.de/selbstverständlich-freiwillig](http://www.diakonie-hamburg.de/selbstverstaendlich-freiwillig)
Das Diakonische Werk Hamburg unterstützt Menschen mit Behinderungen dabei, sich freiwillig zu engagieren.

HINTER-GRUND



Bunt und vielfältig

Sie spenden Freizeit, Fähigkeiten und Erfahrung und wollen kein Geld: Menschen, die sich freiwillig engagieren. Sie sind auch da zur Stelle, wo sonst niemand hilft. Ein Glück für unsere Gesellschaft!

Von Rainer Hub

Sie hören zu, lesen aus der Zeitung vor, geben Kindern Nachhilfe, bringen behinderte Menschen zum Bahngleis, halten Sterbenden die Hand oder hören am Telefon einfach zu. Menschen, die sich freiwillig für andere engagieren, trifft man dort, wo andere auf Hilfe angewiesen sind. Ohne sie wäre unsere Gesellschaft ärmer und kälter.

Die Freiwilligen lassen sich von ganz unterschiedlichen Lebenslagen anderer Menschen berühren. Aber sie folgen auch eigenen Bedürfnissen und Interessen. Die variieren je nach Geschlecht, Alter, Bildung, Beruf oder Herkunft. Einige engagieren sich regelmäßig über viele Jahre, andere Menschen zeitlich begrenzt. Hier verbringt jemand wöchentlich zwei Stunden mit Menschen mit psychischen Einschränkungen. Dort kümmert sich

jemand einmal im Monat sechs Stunden um wohnungslose Menschen. Eine Frau möchte sich als Patin um schulpflichtige Kinder kümmern, nachdem ihre eigenen groß geworden sind. Ein Mann will als Mentor im interkulturellen Bereich Neues erfahren, indem er Migranten in einem Begegnungscafé sprachliche Unterstützung beim Ausfüllen von Unterlagen anbietet. Für alle Typen, Interessen und zeitlichen Möglichkeiten ist die Diakonie offen und hält Einsatzfelder in nächster Nähe bereit.

Die Diakonie hat ihre Wurzeln im freiwilligen Engagement. Schon immer haben Menschen aus christlicher Verantwortung heraus andere Menschen unterstützt oder ihnen geholfen, wenn diese in Not waren. Das Ausmaß der Hilfe nahm zu, als im 19. Jahrhundert infolge der Industrialisierung im-



Ein Freiwilliges Soziales Jahr weitet den Horizont, erst recht, wenn man es im Ausland macht. Diese jungen Leute arbeiten in Rumänien mit Roma-Kindern (siehe Bericht Seite 34).

mer mehr Menschen verarmten, obdachlos wurden und im sozialen Elend lebten. 1848 gab es noch keine staatlichen Regelungen für soziale Notlagen. Die Gesellschaft stand an der Schwelle zum Sozialstaat. In dieser Zeit gründeten evangelische Christen die ersten diakonischen Sozialunternehmen, die nur entstehen konnten, weil Menschen soziale Notlagen erkannt und mit Engagement reagiert haben.

Für viele soziale Herausforderungen gab es damals noch keine Einrichtungen und demzufolge auch kein hauptamtliches Personal. Doch es zeigte sich, dass, ähnlich wie heute, freiwilliges Engagement hauptamtliche Arbeit nicht verdrängt, sondern mitunter erst ermöglicht. Von Anfang an waren Frauen tatkräftig mit dabei und deutlich in der Überzahl. Wie wir aus der im Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit 2011 entstandenen repräsentativen Studie der Diakonie wissen, gilt dies für unsere freiwillig Engagierten bis heute. Aktuell gibt es etwa 700 000 freiwillig Engagierte in der Diakonie, davon sind drei Viertel Frauen.

Ob in Altenhilfe, Bahnhofsmision, Telefonseelsorge, Krankenhaushilfe, Kinderspielgruppe oder Schuldnerberatung – die Einsatzgebiete für Freiwillige sind vielfältig. Wichtig ist, dass sie auf ihr

Bin ich willkommen?

Freiwillig Engagierte sind keine Profis, aber wichtige Helfer, die man im Betrieb willkommen heißen und mit Respekt behandeln sollte. Abschreckend wirken dagegen Sätze wie:

1. Was willst Du denn hier?
2. Mitglied sollte mal schon werden!
3. Eigentlich sind alle Aufgaben gut verteilt.
4. Wenn, dann aber richtig und für länger!
5. Gremienarbeit ist ein unbedingtes Muss.
6. Das haben wir schon immer so gemacht.
7. Erst einreihen, dann hocharbeiten!
8. Dafür sind wir nicht zuständig.
9. Das entspricht nicht der Linie des Hauses.
10. Unkosten können wir keine erstatten.

Diakonie: Freiwillige vor!

Die Diakonie hat eine Studie zu freiwilligem Engagement in ihren Einrichtungen durchgeführt, die man hier nachlesen kann:

www.diakonie.de/media/Texte-04-2012-Freiwilliges_Engagement.pdf

Die Diakonie hat Entwicklungsbedarf erkannt und zehn Thesen formuliert:

1. Die Freiwilligen stehen im Fokus
2. Das Profil freiwilligen Engagements muss geschärft werden
3. Freiwilliges Engagement ist unbezahlbar und soll nicht weiter monetarisiert werden
4. Das Freiwillige Engagement braucht hauptamtliche Strukturen
5. Das Freiwillige Engagement muss anerkannt und wertgeschätzt werden
6. Freiwilliges Engagement steht und fällt mit der Gewinnung, Bindung und Qualifizierung von freiwillig Engagierten
7. Die Aufgaben von Freiwilligenagenturen sind zu erweitern
8. Unternehmen und Freiwilliges Engagement sollten Kooperationen eingehen
9. Die Gesellschaft muss für Freiwilliges Engagement offen sein
10. Vorhandene Daten sollen optimal ausgewertet werden.

Mehr dazu unter: www.diakonie.de/10-thesen-zur-weiterentwicklung-von-freiwilligem-engagement-13223.html

Wer mehr wissen oder tun will

www.diakonie.de/freiwilliges-engagement

www.aktion-mensch.de

www.wegweiser-buergergesellschaft.de

www.zeit-fuer-menschen.de

www.ev-freiwilligendienste.de

www.soziale-berufe.com

Nina Apin: „Das Ende der Ego-Gesellschaft“, die Autorin porträtiert die Arbeit der Engagierten, ihre Motive und Ziele. Sie zeigt, dass unser Land altruistischer ist, als viele denken.
Bezug: Bundeszentrale für politische Bildung

Engagement gut vorbereitet werden, dabei begleitet und auch fortgebildet werden. Diese Aufgabe übernehmen in der Regel Ehrenamtskoordinatorinnen und -koordinatoren oder Freiwilligenmanagerinnen und -manager. Der Diakonie sind die Freiwilligen etwas wert!

Auf politischer Ebene oder privat: Engagierte Menschen übernehmen Verantwortung

Die Freiwilligen selbst und deren individuelle Bedürfnisse stehen im Vordergrund. Dies ist für die Diakonie wichtig, damit sie auch künftig für engagierte Menschen attraktiv ist. Was suchen Freiwillige? Was wollen sie? Was brauchen sie? Im vergangenen Jahr verfasste die Diakonie zehn Thesen (siehe Kasten links). Diese sollen dazu beitragen, dass freiwilliges Engagement weiterentwickelt wird. Im Laufe von Jahrzehnten haben sich verschiedene Engagementformen entwickelt: Bei bürgerschaftlichem Engagement schwingt politischer Gestaltungswille mit. Die Bürgerinnen und Bürger sehen in ihrem Umfeld ein soziales Problem und wollen etwas verändern. So entstehen zum Beispiel Elterninitiativen oder Bürgerbewegungen, die sich für Verkehrsberuhigung, Integration neuer Bürgerinnen und Bürger, aber mitunter auch gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sowie Großprojekte wie Bahnhöfe, Flughäfen und Freiflächenbebauung engagieren.

Freiwilliges Engagement im Sozialbereich trägt dazu bei, die Lebensqualität einzelner Menschen zu steigern und soziale Missstände zu lindern. Beispiele sind Besuchsdienste für ältere Menschen, Nachbarschaftshilfen, medizinische Versorgung für Menschen ohne Krankenkassenschutz, aber beispielsweise auch die Ermöglichung von Engagements für Menschen mit Behinderung.

Ein Engagement, das sich nicht an andere richtet, sondern mit der eigenen Lebenssituation zu tun hat, ist die Selbsthilfe. Es gibt fast keinen Bereich, zu dem nicht eine Selbsthilfegruppe existiert. Das Spektrum reicht von Gruppen unmittelbar Betroffener wie den Anonymen Alkoholikern oder an Multipler Sklerose Erkrankter bis hin zu indirekt Betroffenen wie Gruppen Angehöriger, zum Beispiel von Sucht- oder Demenzkranken.

Bei einem Ehrenamt übernehmen Menschen demokratisch legitimiert Verantwortung, bis sie nicht mehr möchten oder keine demokratische Legitimierung mehr haben. In der Diakonie enga-

gieren sich Menschen so zum Beispiel im Vorstand oder Aufsichtsrat von Einrichtungen oder als Kasensprüfer. Immer mehr Menschen engagieren sich auch in diakonischen Stiftungen, zum Beispiel in der Stiftung „Zeit für Menschen“, die sich die Begleitung und Betreuung alter, kranker und behinderter Menschen auf die Fahnen geschrieben hat.

In Freiwilligendiensten engagieren sich Menschen für einen vereinbarten Zeitraum, in der Regel über ein Jahr in Vollzeit. Das Freiwillige Soziale Jahr wurde 1964 erfunden und stößt nach wie vor bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf Interesse. Aber auch bei Menschen in anderen Lebensphasen – etwa als Sabbatjahr während des Arbeitslebens oder nach der Phase der Kindererziehung – findet diese Form des Engagements zunehmend Anklang.

Immer mehr Firmen fördern soziales Engagement ihrer Mitarbeiter

Relativ jung ist in Deutschland das Unternehmensengagement. In anderen Ländern hat dieses Engagement längere Traditionen. Darunter versteht man die Bereitschaft eines Wirtschaftsunternehmens, sich beispielsweise durch Corporate Volunteering in die Bürgerschaft einzubringen und die Zivilgesellschaft verantwortlich mitzugestalten. Die Unternehmen engagieren sich in dieser Weise oft dauerhaft und planen ihren Einsatz strategisch. Das können diakonische Einrichtungen nutzen und sich mit Betrieben vor Ort vernetzen, etwa der Kreisparkasse oder einem IT-Unternehmen, dem es wichtig ist, dass die Mitarbeiter sensibel sind für die Bedürfnisse von kranken, alten oder behinderten Menschen. Für immer mehr Firmen gehört es inzwischen zur Personal- und Teamentwicklung, ihre Mitarbeiter dafür zu gewinnen, sich freiwillig in einer ortsansässigen Diakonieeinrichtung zu engagieren. Das kann ein Sozialpraktikum sein oder die Mitarbeit im Café, damit dieses übers Wochenende geöffnet bleiben kann.

In Form eines gemeinsamen Engagements von Mitarbeitenden eines Unternehmens kann Freiwilliges Engagement in Form einer Freiwilligenaktion als zeitlich befristetes Engagement geschehen. Zum Beispiel haben sich die Angestellten der Diakonie Deutschland einen Samstag lang zusammen mit Menschen mit Behinderung in ihrem Kiez in einer Grundschule, einem Altenheim und einer Gedenkstätte engagiert. Damit machten sie auch auf ihr Jahresthema Inklusion aufmerksam. Solch

eine Freiwilligenaktion nützt nicht nur anderen, sondern ist auch eine sinnvolle Form der Teamentwicklung.

Man kann sich diese verschiedenen Möglichkeiten so vorstellen, als blicke man in ein Kaleidoskop: Zu sehen ist darin eine kunterbunte Mischung an Farben und Formen. Im Detail aber sieht jeder etwas Eigenes. So muss es mit Engagement sein: Alle finden ein vielfältiges Angebot vor, und jeder kann sich den Farbausschnitt wählen, der ihn am meisten anspricht. ■

Anzeige



THE MOBILE UNIVERSITY
SRH FERNHOCHSCHULE

STAATLICH
ANERKANNTE
HOCHSCHULE



WIR MACHEN KARRIEREN

SOZIALMANAGEMENT (B.A.)

Eröffnen Sie sich hervorragende Karriereperspektiven durch ein berufsbegleitendes Fernstudium. An der SRH FernHochschule Riedlingen entscheiden Sie – wann, wo und wie Sie studieren wollen.

Ihre Vorteile:

- Start jederzeit
- Effiziente und innovative Lehr- und Lernmethoden
- Flexible Studiengestaltung
- Intensive und persönliche Betreuung
- Bundesweite Studien- und Prüfungszentren
- Praxisnähe und hohe Erfolgsquoten

SRH FernHochschule Riedlingen
Lange Straße 19 | 88499 Riedlingen
Telefon +49 (0) 7371 9315-0 | info@fh-riedlingen.srh.de





WWW.FLEXIBELSTUDIERN.COM



Svenja Stadler,
Mitglied der SPD-
Bundestagsfraktion, ist
Obfrau im Bundestags-
unterausschuss
„Bürgerschaftliches
Engagement“

Lebendig und selbstbewusst

Wir müssen bürokratische Hürden abbauen, damit sich noch mehr Menschen freiwillig engagieren

Von Svenja Stadler

Seien wir doch einmal ehrlich: Was wäre die Gesellschaft ohne die Zivilgesellschaft? Zivilgesellschaftliche Organisationen und deren Initiativen stärken den Zusammenhalt zwischen den Menschen, aber auch zwischen Bürgerinnen und Bürgern und Politik. Denn sie machen sensibel für gesellschaftliche Fragestellungen auf beiden Seiten, sie ermutigen, sich zu engagieren und machen auf Missstände aufmerksam. Zugleich sind sie Impulsgeber: Sie können unbürokratisch Innovationen sowie Ideen umsetzen oder vorantreiben.

Ich bin gegen die staatliche Steuerung von freiwilligem Engagement und lehne es ab, bürgerschaftliches Engagement als „Bürgerpflicht“ zu verstehen, wie es im Ersten Engagementbericht der letzten Bundesregierung beschrieben wurde. Hier gibt es allerdings innerhalb der Koalition unterschiedliche Auffassungen.

Auch die zunehmende Ökonomisierung des bürgerschaftlichen Engagements sehe ich kritisch. Staatlich gesteuerte freiwillige Arbeit – schon ein Widerspruch in sich – wie etwa der Bundesfreiwilligendienst können dazu führen, dass Organi-

sationen und Kommunen lieber Bundesfreiwilligendienstleistende einsetzen, die vom Bund finanziert werden, als Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer selbst zu bezahlen. Diese Entwicklung beobachte ich unter anderem in einigen kommunalen Einrichtungen, Wohlfahrtsorganisationen und Nichtregierungsorganisationen. Das Problem der fehlenden Arbeitsmarktneutralität muss deswegen schnellstens behoben werden. Darüber hinaus sollten sämtliche Aufgaben des Bundesfreiwilligendienstes wie die Seminare nicht vom Staat übernommen werden, sondern von Expertinnen und Experten der Zivilgesellschaft, zu denen etwa Diakonie und AWO gehören.

Politik und Zivilgesellschaft müssen sich zu grundsätzlichen Fragestellungen positionieren sowie bürgerschaftliches Engagement gesellschaftspolitisch definieren: Was kann bürgerschaftliches Engagement zukünftig leisten? Und was soll es leisten? Für Aufgaben, die der Sozialstaat nicht mehr übernehmen kann oder will, darf es jedoch nicht missbraucht werden. Der demografische Wandel fordert eine Kooperation auf Augenhöhe von Politik, Zivilgesellschaft und Wirtschaft, um zur

Wohlfahrt unserer Gesellschaft beizutragen. Wir dürfen Aufgaben wie die Pflege Angehöriger nicht als selbstverständliches bürgerschaftliches Engagement betrachten.

Ich verfolge das Ziel, im engen Dialog mit der Zivilgesellschaft ein Leitbild zu implementieren, mithilfe dessen eine wirkungsvolle Engagementpolitik möglich ist. Es muss Strukturen weiterentwickeln oder schaffen, die Engagierte ermutigen und die Vielfalt, durch die sich die Zivilgesellschaft auszeichnet, erhält und fördert. Dabei muss die Politik darauf achten, die Engagierten nicht mit Aufgaben und Pflichten und die Vereine und Verbände nicht mit Bürokratie wie dem Einholen eines erweiterten Führungszeugnisses für Ehrenamtliche zu überfordern. Nicht starr, sondern beweglich – nur so kann die Zivilgesellschaft ein wichtiger und aktiver Teil demokratischen und gesellschaftlichen Zusammenlebens sein. Wir können uns glücklich schätzen, dass wir in Deutschland eine lebendige und selbstbewusste Zivilgesellschaft haben. Als Politikerin setze ich mich dafür ein, dass wir bestmögliche Rahmenbedingungen für ihr Engagement schaffen. ■

Die Schwerkraft ist leichter zu überwinden als mancher Bordstein.

In den vergangenen 50 Jahren hat sich vieles verändert. Vieles, aber noch nicht alles. Engagieren wir uns gemeinsam für eine inklusive Gesellschaft. www.aktion-mensch.de

Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor.



DAS WIR GEWINNT

 **AKTION
MENSCH**

BAHNHOF

Malen bis zur Abfahrt

Draußen Hektik, drinnen Ruhe: In der Kinderlounge der Bahnmissionsmission im Düsseldorfer Hauptbahnhof betreut Tobias Mayatepek kleine Durchreisende mit Lust auf Spielen

Von Nadja Juskowiak

Die Menschen strömen durch den Düsseldorfer Hauptbahnhof, ihre Augen streifen Geschäfte und Snackbuden. Doch im Quergang zwischen Gleis 11 und 14 bleibt der Blick eines Mädchens an einer Glaswand hängen. Der Raum dahinter ist eine Einladung. Die Kleine spürt das anscheinend, doch ihre Eltern eilen mit ihr vorbei. Ein anderes Mädchen hat mehr Glück. Bis der Zug nach Hamburg abfährt, darf die zweijährige Isabella mit ihrem Bruder Santiago eine Viertelstunde in der Kinderlounge spielen, malen und staunen. Denn eine solche verbirgt sich hinter der Glasscheibe.

„Obwohl wir mitten im Hauptbahnhof sind, ist es angenehm still“, sagt Tobias Mayatepek, der als Ehrenamtlicher der Bahnmissionsmission hier tätig ist. Isabella entdeckt bunte Matroschkas auf dem Fenstersims. Konzentriert schachtelt sie die russischen Holzpüppchen auseinander. Mayatepek hockt sich neben das kleine Mädchen und hält die Figuren für sie fest. Seit einem Semester studiert der 21-Jährige Soziale Arbeit an der Evangelischen Fachhochschule in Bochum. Je-

den Dienstag fährt er zum Düsseldorfer Hauptbahnhof und arbeitet von 15 bis 19 Uhr als Betreuer in der Kinderlounge. Die Kinder fassen schnell Vertrauen zu dem freundlich blickenden jungen Mann, der sie nicht mit Spielangeboten überrennt, sondern sagt: „Ich beobachte viel, Kinder wollen oft selbst entdecken. Das habe ich bei meinem Praktikum im Waldkindergarten gelernt.“

Mayatepek bekommt für seinen ehrenamtlichen Einsatz eine Aufwandsentschädigung, doch um das Geld gehe es ihm nicht, sagt er. „Ich arbeite gerne mit Kindern. Mir macht es Spaß, mich mit ihnen zu beschäftigen. Ich sage es mal so: Mir wird hier angeboten, aktiv zu werden“, erläutert er.

Dieses Angebot der Bahnmissionsmission nutzt der Student seit seinem Freiwilligen Sozialen Jahr 2012. Er schätzt die Nähe der ganz unterschiedlichen Lebenswelten von Kinderlounge und Bahnmissionsmission, die nur zwei Glasscheiben voneinander trennen. Für sein ehrenamtliches Engagement erntet er Respekt und Anerkennung. „Bei Tobias

weiß ich, dass ich mich auf ihn verlassen kann“, beschreibt die Leiterin der Bahnmissionsmission, Barbara Kempnich, ihren Mitarbeiter. „Er ist feinfühlig, kreativ, intelligent und offen für andere Lebensentwürfe und Kulturen. Gleichzeitig weiß er, sich abzugrenzen, immer mit Wertschätzung, aber bestimmt.“

Die Kinderlounge in Düsseldorf wurde im April 2014 eröffnet, als jüngste von bundesweit fünf solcher Einrichtungen. Betrieben wird sie vom ökumenischen Team der Bahnmissionsmission, zu dem insgesamt 50 Ehrenamtliche gehören. Träger sind Diakonie und IN VIA. Bislang nutzen monatlich rund 400 Kinder mit ihren Begleitpersonen dieses Angebot.

Der rechteckige, rund 50 Quadratmeter große Raum wurde für 180 000 Euro gebaut. Durch Glaswände lässt er viel Licht herein und bietet gleichzeitig Rückzugsnischen, die der Form von Zugabteilen nachempfunden sind. Bläulich getönte Fenster simulieren den Wechsel zwischen Tag und Abend. Holzwände mit Grasdekor erinnern an eine Landschaft, die man aus einem fahrenden





Zug heraus betrachtet. Es gibt einen Wickelplatz und eine Fußbodenheizung für Krabbelkinder. Ausgewähltes Spielzeug inspiriert zum Spiel mit Fantasie.

„Hier gibt es die schönsten Kinderbücher, die ich je gesehen habe“, sagt Mayatepek, der gerne vorliest und noch lieber eigene Geschichten erfindet. Die Bücher erzählen auch von dunkelhäutigen Kindern oder getrennt lebenden Eltern. Es gibt eine afrikanische, eine asiatische und eine weiße Puppe, man orientiert sich am Konzept einer vorurteilsbewussten Erziehung des Kooperationsprojekts „Kinderwelten“. Die Kinderlounge soll einen Gegenpol zur Konsumwelt im Hauptbahnhof bieten. Vielleicht hängt Tobias Mayatepek auch deshalb ganz besonders an diesem Ehrenamt. Wer einen Ort findet, wo er als Mensch zählt, bleibt gerne. ■

Mehr Fotos unter: www.diakonie.de/diakonie-magazin-freiwillig.de
 Infos: www.bahnhofsmmission.de
www.diakonie-duesseldorf.de/bahnhofsmmission
 Telefon: 0211/362828

Isabella, 2, zeichnet und tobt mit Betreuer Tobias Mayatepek. Vom Bahnhofsgang aus locken blaue Fenster in die Kinderlounge (oben)

„Kids on Tour“ – wenn Kinder allein reisen



Einen weiteren Service bietet die Bahnhofsmmission in Kooperation mit der Deutschen Bahn an: „Kids on Tour“. Bundesweit kümmern sich 180 Ehrenamtliche um allein reisende Kinder zwischen sechs und 14 Jahren. Gegen eine Betreuungspauschale begleiten sie die Kinder zum Zug oder fahren mit ihnen mit. Die 20-jährige Marie Lohrenz (hier im Einsatz am Hauptbahnhof Düsseldorf) ist eine der Freiwilligen. Sie sagt: „„Kids on Tour“ ist eine besondere Herausforderung. Wenn ich Kinder zum Bahnsteig begleite, wird von mir erwartet, dass ich einen guten Überblick über die Situation der Züge und gleichzeitig ein offenes Ohr für die Kinder habe“, sagt sie. Das Angebot gibt es bereits seit 2003 und ist zum Beispiel für Familien hilfreich, in denen Vater und Mutter getrennt leben.

www.bahnhofsmmission.de/Kids on Tour, Telefon: 01806/996633 (6–22 Uhr)

KRANKEN-
HAUS

Grüner Herr in Weiß

Oliver Kapteinat arbeitet im Besuchsdienst im Hospital zum heiligen Geist in Frankfurt – als einer der ganz wenigen Männer

Von Kerstin Klamroth

Eine freundliche ältere Dame im grünen Kittel – das Bild hat man vor Augen, wenn es um den Besuchsdienst im Krankenhaus geht. Diesem Klischee entspricht Oliver Kapteinat nicht. Er ist weder weiblich noch grün noch alt: Der 40-Jährige bevorzugt weiß. Kapteinat ist einer der wenigen Männer, die in ihrer Freizeit Patienten im Krankenhaus besuchen. Im Hospital zum heiligen Geist in Frankfurt sind es zwei von fünfzehn Ehrenamtlern. Das grüne Tuch, das seine Kolleginnen um den Hals tragen, lässt er gerne weg. Halstücher sind nicht sein Ding. Die Haare zum Pferdeschwanz zusammengebunden, an den Füßen Turnschuhe von Nike, Jeans und weißer Kittel, so klopf Kapteinat an die Tür der Patientenzimmer. Manche halten ihn für einen Arzt, aber das stellt er schnell richtig. Im Gegensatz zu vielen, die hier hauptamtlich und unter großem Druck arbeiten, hat er nämlich Zeit. Zeit zum Zuhören. Zeit, Fragen zu klären. Zeit, den eintönigen Tagesablauf der Patienten zu unterbrechen.

Wer als Patient ins Krankenhaus kommt, fällt aus der Zeit. Was draußen wichtig war, spielt keine große Rolle mehr. Die Alltagshektik bleibt vor der Tür, mit ihr werden aber auch die überraschenden Momente des Tages gesperrt. Frühstück, Mittag- und Abend-

essen sind heiß ersehnte Meilensteine auf dem oft langen Weg des Gesundwerdens. Wohl dem, der Angehörige hat, die ihn besuchen und die Zeit verkürzen. Aber wenn nicht? Wenn der Sohn mit seiner Familie viel zu weit weg wohnt, der Mann gestorben und die Schwester selbst pflegebedürftig ist? „Viele ältere Patienten sind einsam“, hat Oliver Kapteinat bei seinen Rundgängen im Krankenhaus beobachtet. Sie freuen sich besonders auf den Besuch des Grünen Herrn. Die alte Dame auf der chirurgischen Station hat Tränen in den Augen, als sie Kapteinat um einen Gefallen bittet: „Vier Packungen Butterkekse und einen neuen Krimi aus der Krankenhausbücherei“, liest sie mühsam von einer Liste ab. „Ich schaff’s nicht mehr allein“, fügt sie entschuldigend hinzu und deutet auf den Tropf an ihrem Arm. Kapteinat lächelt. „Kein Problem, das kriegen wir schon hin.“ Er weiß: Auch Hilfe annehmen will gelernt sein.

Seit zwei Jahren arbeitet Oliver Kapteinat ehrenamtlich im Hospital zum heiligen Geist. Einmal in der Woche besucht er Patienten und Patientinnen, füllt hier einen Wasserkrug nach, erkundigt sich dort nach dem Befinden, kümmert sich um Telefonkarten und Lektüre. „Ich wollte mehr Qualität in mein Leben bringen“, erzählt der 40-Jährige,



Einen Krimi aus der Krankenhausbibliothek besorgen oder einfach nur zuhören – Oliver Kapteinat geht auf Wünsche und Sorgen der Patienten ein.



Grüne Damen

Bundesweit sind über 11 000 Grüne Damen und Herren in über 700 Krankenhäusern und Altenheimen engagiert und besuchen kranke und hilfsbedürftige Menschen. Sie haben sich zusammengeschlossen zur Evangelischen Krankenhaus-Hilfe e. V. (eKH).

Weitere Informationen unter:
www.ekh-deutschland.de

Der nebenstehende Flyer kann dort heruntergeladen oder bei der Geschäftsstelle bestellt werden:
Evangelische
Krankenhaus-Hilfe e. V.
Caroline-Michaelis-Straße 1
10115 Berlin
Telefon: 030/257 617-94



Eine von vielen, die gut tun: Susanne Zschätzsch engagiert sich im Heidekreis-Klinikum in Soltau, sie ist Einsatzleiterin und Landesbeauftragte der Grünen Damen und Herren in Niedersachsen.

„und ein Ehrenamt schien mir dafür das Richtige dafür zu sein.“ Kapteinat hat beruflich schon einiges ausprobiert, bis ihm eines Tages auffiel, dass er überhaupt keine Zeit mehr für sich hatte. Er zog die Notbremse und beschloss, „nur noch so viel zu arbeiten, wie es nötig ist“. Seine Ansprüche schraubte er herunter und suchte nach einem Ehrenamt.

Achtsamkeit und Einfühlungsvermögen sind Voraussetzungen für jemanden, der Kranken zu Hilfe kommen möchte, sagt Renate Drücker, die den Einsatz von rund 94 Grünen Damen und sechs Grünen Herren in Frankfurt organisiert und auch hessische Landesbeauftragte der Evangelischen Krankenhaus-Hilfe ist.

Privatsphäre ist im Krankenhaus nicht möglich, die Tür zum Krankenzimmer ist immer offen. Nicht jeder, der bettlägerig ist, will einen Menschen empfangen, den er gar nicht kennt. Der alte Mann in Zimmer 156 zum Beispiel will heute lieber seine Ruhe haben. Auch in Ordnung. Der Grüne Herr wird nächste Woche noch einmal freundlich nachfragen. Bei der alten Dame, die barfuß vor der Tür ihres Krankenzimmers umherirrt, kann er helfen: Offensichtlich erwartet sie Besuch. Oliver Kapteinat fragt geduldig nach und klärt die Situation. „Die Menschen sind zugänglicher, wenn sie krank sind“, hat Kapteinat festgestellt. „Auf der Straße würde ich mit ihnen nicht so leicht ins Gespräch kommen.“ Da hätte ihm der Patient, den er jetzt besucht, wahrscheinlich nicht seinen Jagdschein gezeigt. Und erzählt, wie er dem Schwarzwild in den umliegenden Wäldern nachstellte, obwohl er nicht mehr gut laufen konnte. Oder der junge Mann mit dem Gipsarm – wahrscheinlich hätte er andernorts nicht offenbart, dass seine Knochenbrüche die Folge einer feuchtfrohen Nacht waren, in der er am Ende einen „Abgang von der Mainbrücke“ machte. „Wenn ich nur den Hauch eines Lächelns sehe, weiß ich, ich habe etwas bewirkt“, zieht Oliver Kapteinat Bilanz aus seiner Arbeit. ■

STERBE-
BEGLEITUNG

Zwei Männer auf dem Weg

Der eine ist schwerkrank und wird bald sterben. Der andere steht ihm als Hospizhelfer zur Seite. Die wöchentlichen Treffen bringen beiden etwas

Von Sibylle Ahlers

Gemächlich kommen die beiden Männer den Weg zum Köpenicker Schloss hoch. Sie könnten nicht unterschiedlicher sein. Der eine sportlich, schlank, mit federndem Gang und vollem Haar – ein Akademiker, der für die Fraktion von Bündnis 90/Die Grünen im Deutschen Bundestag arbeitet. Der andere sitzt in einem schweren Rollstuhl, er ist von bulliger Gestalt, hat keine Haare mehr. Er hat etwas von einem Skinhead und man kann ihn sich gut als Türsteher vor dem Eingang des angesagten Clubs „Coconut“ in Berlin-Hellersdorf vorstellen, wo er noch bis vor einigen Monaten gearbeitet hat. Dass er seinen Aufgaben im nächtlichen Großstadtgetümmel gewachsen war, glaubt man sofort.

Doch Uwe Schwedler, 49, erkrankte schwer an Krebs. Noch lebt er in einem Berliner Pflegeheim. Sollte er dort nicht mehr versorgt werden können, will er zum Sterben in das Diakonie-Hospiz Lichtenberg umziehen. Mit der evangelischen Einrichtung steht er in engem Kontakt. Über sie hat er auch Mark Holzberger, 49, kennengelernt.

Die Männer, deren Leben so unterschiedlich verlaufen sind, bilden jetzt ein Team, denn Mark Holzberger betreut Uwe Schwedler als ehrenamtlicher Sterbebegleiter. Schon nach dem ersten Tref-

fen wusste Extürsteher Schwedler: „Das passt wie Latsch und Bombe.“

„Die Begleitung von Menschen braucht andere Menschen“, sagt Pastor André-Sebastian Zank-Wins. Er leitet seit 2005 das Hospiz der Diakonie in Berlin-Lichtenberg und kennt die Bedeutung der ehrenamtlichen Helfer. Der Pfarrer weiß, wie schön es für die todkranken Menschen ist, wenn sie Besuch von jemandem bekommen, der nicht dafür bezahlt wird, sondern seine Freizeit ohne Gegenleistung verschenkt. „Das hat eine ganz andere Qualität.“

Etwa 70 ehrenamtliche Sterbebegleiter sind für das Hospiz in Lichtenberg tätig. Sie haben im vergangenen Jahr 83 sterbenden Menschen und ihren Angehörigen in der schweren Zeit des Abschieds und des Leidens zur Seite gestanden. Mark Holzberger absolvierte Mitte der 80er Jahre seinen Zivildienst in einem Bremer Altenheim. Dort hat er nachts sterbende Menschen versorgt und für sich beschlossen: So will ich nicht sterben, allein gelassen und isoliert. Besonders hat ihn der Umgang mit den gerade Verstorbenen entsetzt. „Die Toten wurden in eine Rumpelkammer geschoben, die Augen wurden zugeedrückt, und dann wartete man auf den Arzt, damit er den Totenschein



Uwe Schwedler (im Rollstuhl) und Mark Holzberger gehen viel raus, so lange es noch geht. Unten rechts: Pfarrer Zank-Wins vom Hospiz.



ausstellt.“ Eine schreckliche Erfahrung für den damals jungen Mann. Noch rund 30 Jahre später erinnert sich der Politiker, wie sehr ihn das Thema angerührt hatte.

Zur Hospizarbeit kam er dann nach seiner Scheidung. Als Fraktionsmitarbeiter für Migrations- und Integrationspolitik hat er zwar mit menschlichen Schicksalen, aber wenig mit Menschen selbst zu tun. Er suchte nach einer Möglichkeit, seine zwischenmenschliche Kompetenz, die er „beruflich nicht ausleben kann“, anzubringen. „Somit ist die Sterbebeglei-

tung auch eine Kompensation“, erklärt Mark Holzberger.

Vor rund zwei Jahren besuchte er in der alljährlichen Berliner Hospizwoche verschiedene Häuser und stellte sich dann in Lichtenberg vor. Ihm hatte die Einrichtung gefallen, und so war er erleichtert, dass die Sterbebegleiter dort nicht Mitglied in einer Kirche sein müssen.

Das Hospiz lässt aber die Freiwilligen nicht sofort auf Patienten los. Nach einem ausführlichen Gespräch nimmt jeder ehrenamtliche Sterbebegleiter an einem intensiven, zehn Monate langen

Einführungskurs teil. Die Gruppen treffen sich alle 14 Tage für drei Stunden sowie an zwei Wochenenden. „Das ist viel Zeit“, erzählt Holzberger. „Aber die braucht man.“

In den Kursen geht es auch um Pflege, Bestattung und Trauerbegleitung, aber für Holzberger war das Wichtigste die Rollenklärung. „Das war für mich der Kern des Kurses“, erzählt er. „Man muss sich entscheiden: In welche Rolle begeben sich mich, und in welche nicht? Bin ich Anwalt des Sterbenden? Darf ich das Pflegepersonal auch mal kritisieren? Diese Fragen klärt man für sich am besten vorher.“ Man begibt sich unter Umständen in verschiedene Spannungsfelder, auch mit Angehörigen, so Holzberger. Außerdem lerne man in den Kursen „Ehrfurcht und Demut“.

Uwe Schwedler ist der Erste, den Mark Holzberger in den Tod begleiten wird. So verschieden die Männer sind, es gibt auch Gemeinsamkeiten. Beide sind gleich alt, haben eine gescheiterte Ehe hinter sich, sind Väter von mehreren Kindern, erzählen gerne und sind unternehmungslustig. Sie treffen sich jede Woche für ein paar Stunden, gehen zum Fußball, in den Zoo und wollen die Stadt, vor allem den Westteil Berlins, den Uwe Schwedler nicht gut kennt, erkunden. „Noch setzen wir uns mehr mit dem Leben als mit dem Tod auseinander“, sagt Mark Holzberger, denn Uwe Schwedler ist mit seinem Rollstuhl noch sehr mobil. Die Männer haben ein großes Ziel: Im April wird der ehemalige Türsteher 50 Jahre alt. Diesen Tag möchte er gerne noch erleben. ■

Kontakt

Die Fortbildungen des Diakonie-Hospizes Lichtenberg beginnen jeweils im Februar. Informationen gibt Kristina Kraeusel unter Tel.: 030/5472-5713 www.hospiz-lichtenberg.de

Ähnliche Angebote gibt es auch in anderen Hospizen. Bei Interesse fragen Sie dort bei den Mitarbeitern nach.

WELTWÄRTS



An Festtagen mit Sari

Zwei junge Inderinnen absolvieren ein Freiwilligenjahr in der Leipziger Diakonie und bringen dort Farbe ins Leben Von Susanne Straßberger

Esther und Prais sind seit April in Leipzig zu Gast. Die beiden 23-jährigen Inderinnen arbeiten als Freiwillige in der „Katharina von Bora“-Wohnstätte für Menschen mit geistigen oder mehrfachen Behinderungen. Sie wohnen in einer Wohngemeinschaft im Studentenwohnheim und werden ein Jahr bleiben. Organisiert wurde der Einsatz der beiden Teilnehmerinnen am „weltwärts“-Programm vom Leipziger Missionswerk (siehe Kasten Seite 27).

Die zwei Frauen sind in Tamil Nadu aufgewachsen, dem südlichsten Bundesstaat Indiens, und in der lutherischen Kirche zu Hause. Sie kannten sich vorher nicht, sind aber in Deutschland sehr bald gute Freundinnen geworden.

Esther hat schon einmal als Kind in Deutschland gelebt, ihr Vater war Austauschpfarrer in Braunschweig. Nach der Rückkehr der Familie nach Indien und dem Schulabschluss hat sie Englische Literatur und Pädagogik studiert. Esther hat noch Deutschkenntnisse aus ihrer Kinderzeit. An diese kann sie nun nach und nach anknüpfen.

Prais hat Informatik studiert und ist zum ersten Mal in Deutschland. Sie möchte ihre „Motherchurch“, die Mutterkirche, kennenlernen, so wird die lutherische Kirche in Verbindung mit dem Leipziger Missionswerk in Indien angesehen. Prais hat in Indien Deutschunterricht gehabt, konnte allerdings am Anfang des Freiwilligenjahres kaum etwas verstehen. Inzwischen hat sie einiges gelernt, zum einen in Sprachkursen, am meisten aber in den täglichen Gesprächen.

Etwas mehr indische Gelassenheit würde den Deutschen guttun

Kathrin Lübcke ist die Leiterin der Wohnstätte, in der die beiden jungen Frauen arbeiten. Sie hat Indien schon mehrere Male bereist und ist begeistert von der Vielfalt des Landes und der Freundlichkeit der Menschen dort. Besonders beeindruckt sie, mit welcher Gelassenheit sie die Nöte des Alltags wie Armut, überfüllte Züge und Busse, Wolkenbrüche und Korruption ertragen. „Etwas mehr von dieser Gelassenheit würde uns hier sehr guttun“, meint sie. Es gibt aber auch große kulturelle Unterschiede. So ist zum Beispiel die Stellung der Frau eine ganz andere. Viele Inderinnen gehen nach 18 Uhr, wenn es dunkel ist, nicht mehr allein aus dem Haus. In Deutschland werden Esther und Prais in den Wintermonaten auch in der Dunkel-



Eine Blume ins Haar? Prais (rechts) und Esther bringen Ideen aus ihrer Heimat mit.

heit unterwegs sein müssen. „Bis dahin haben sie sich wohl daran gewöhnt – und zum Glück sind sie zu zweit“, sagt Lübcke.

Esther und Prais tun ihren Dienst in der Tagesbetreuung: Sie kümmern sich um die Bewohnerinnen und Bewohner, die tagsüber nicht in einer Werkstatt arbeiten gehen. Das sind vor allem die Älteren. Sie spielen oder basteln mit ihnen, helfen bei den Mahlzeiten, begleiten sie bei Spaziergängen oder beim Einkauf. Inzwischen fühlen sie sich hier sehr wohl. Aber am Anfang war es für sie schwer. „Wir haben keine Ausbildung in der Betreuung von Menschen mit Behinderungen. Und wir haben auch vorher noch keinen Kontakt mit ihnen gehabt“, so Esther. „Besonders der erste Tag war schwierig. Wir konnten die Bewohner kaum verstehen und wussten nicht, was wir mit ihnen anfangen sollten. Manche Bewohner fühlten sich nicht wohl oder hatten Schmerzen und brachten das auch zum Ausdruck. Davor hatten wir anfangs Angst.“

„Deutschland ist das Land der Reformation. Wir dachten, dass es hier sehr religiös ist“

Leiterin und Kollegen halfen über die Anfangsschwierigkeiten hinweg. Mittlerweile haben sich die beiden eingelebt und einen guten Draht zu den Männern und Frauen in der Wohnstätte bekommen. Diese freuen sich auf sie und fragen nach ihnen, wenn sie mal einen Tag nicht kommen. Die Arbeit in der Tagesbetreuung ist abwechslungsreich. Es wird viel unternommen.

Von oben nach unten:
Kathrin Lübcke, Praisyl und Esther bei einer Besprechung,
Praisyl und Esther in ihrer Freizeit bei einer Sprühaktion,
beim „Mensch, ärgere dich nicht!“-Spiel mit zwei Bewohnern,
in Saris bei einem Fest in der Wohnstätte.



Der nahe gelegene Wildpark lädt zu Ausflügen ein. Auch den berühmten Leipziger Zoo haben sie schon besichtigt. Auf diese Weise lernen die beiden auch ein Stück von Leipzig kennen.

In der Wohngemeinschaft des Evangelischen Studienhauses leben sie mit Studierenden der Theologie zusammen, zu denen sie gute Kontakte haben. Außerdem sind sie in die Kirchgemeinde Leipzig-Stötteritz integriert. Dort haben sie eine „Mentor-Familie“, die sie öfter am Sonntag nach dem Gottesdienst zum Essen einlädt und auch sonst dafür sorgt, dass sich die beiden in der Fremde zu Hause fühlen, so gut es geht. Bei einer Kantorin haben sie regelmäßig Klavierunterricht.

Die Stadt Leipzig gefällt den jungen Frauen sehr gut. Sie empfinden die Menschen als freundlich und kontaktfreudig. Das hätten sie in Indien, aber auch in anderen Teilen Deutschlands nicht so erlebt, sagen sie. Natürlich mussten auch ein paar Bilder und Vorurteile von Deutschland korrigiert werden. „Deutschland ist für uns das Land der Reformation, das Land von Martin Luther. Wir dachten, dass es hier sehr religiös ist. Aber das ist es nicht“, erzählt Esther. „In Indien gehen alle Christen am Sonntag in die Kirche zum Gottesdienst, das ist für uns ganz selbstverständlich. Hier ist das gar nicht so. Überhaupt ist hier alles viel offener. In Indien ist die Ehe heilig. In Deutschland dagegen gibt es viele Familien ohne Ehe und es gibt sogar Männer, die auf die Kinder aufpassen.“



„Schwierig: so viel kaltes Brot! Zu Hause essen wir drei Mal am Tag warm“

Auch das Bild von Deutschland als dem Land des technologischen Fortschritts musste korrigiert werden. Entgegen der Erwartung spielt die moderne Technik eine kleinere Rolle als in Indien. „Bei uns versuchen alle, sich so gut wie möglich weiterzubilden. Mit verschiedenen Programmen umgehen, Websites erstellen und auch Programmieren lernt man in Indien bereits der Schule. In Deutschland haben zwar die meisten Leute einen Computer, kennen sich aber nicht gut damit aus.“

Woran sie sich nur sehr schwer gewöhnen, das ist das deutsche Essen. „So viel kaltes Brot essen – das ist sehr schwierig. Zu Hause essen wir drei Mal am Tag warm.“ Da hilft nur eines: selbst kochen. Und das tun sie abends im Studentenwohnheim.



Zum Glück gibt es in einer Stadt wie Leipzig die Zutaten zu kaufen, die man für die indische Küche braucht. Die Reste vom Abendessen bringen sie am nächsten Tag auf die Arbeit mit. In der Wohnstätte gibt es neben dem Alltag auch besondere Höhepunkte: Einer davon war der „Gottesdienst Inklusiv“ am 1. Juni in der Paul-Gerhardt-Kirche in Leipzig-Connewitz. An diesem Gottesdienst waren Menschen mit und ohne Behinderungen gleichermaßen beteiligt. Für das Predigtanspiel hatten Bewohner zweier Diakonie-Wohnstätten ein Theaterstück einstudiert und aufgeführt. Esther und Praisyy hatten bei den Proben und der Aufführung assistiert.

Im September begleiteten die beiden eine Gruppe von acht Bewohnern aus der Wohnstätte in den Harzurlaub. Sie verbrachten eine sehr aktive Woche in engem Kontakt mit den Teilnehmern, die zum Teil im gleichen Alter wie sie selbst waren. Da wurde viel gelacht und gescherzt, und Esther und Praisyy haben viele neue Freizeitaktivitäten ausprobieren können: Seilbahn, Sommerrodelbahn, Draisine...

Im normalen Alltag tauschen sie ihre traditionellen Gewänder gegen europäische Kleidung. Diese mussten sie sich komplett neu kaufen, denn in Indien besitzen sie so etwas nicht. Zu besonderen Feiern allerdings ziehen sie sich traditionell an – und sind mit ihren bunten Saris ein Blickfang für die anderen.

Praisyy wird bald ihren ersten Winter in Deutschland erleben. Auch Esther ist gespannt darauf, denn an ihre Kinderzeit in Deutschland kann sie sich kaum noch erinnern. Bis es kalt wird, müssen sie noch die entsprechenden Sachen kaufen. Warme Socken, Mütze, Handschuhe und Winterjacken – das brauchten sie bislang noch nie. Die jungen Frauen hoffen auf Schnee, damit sie auch einmal auf einer richtigen Rodelbahn fahren können.

In den kommenden Monaten werden Esther und Praisyy noch andere Einrichtungen der Diakonie Leipzig kennenlernen. Geplant sind Einsätze in einer Kindertagesstätte, einem Pflegeheim und der Geschäftsstelle mit den verschiedenen Verwaltungseinheiten. Damit bekommen sie einen Überblick über die vielfältige diakonische Arbeit.

Wenn es dann nach einem Jahr wieder zurück nach Hause geht, werden sie um einiges selbstständiger geworden sein. In Indien entscheidet im Wesentlichen die Familie, was gut und richtig für einen ist. Hier in Deutschland sind sie auf sich selbst gestellt: Haushalt, Freunde, Umgang mit Geld, Freizeitgestaltung – um alles müssen sie sich selbst kümmern. Anfangs war der Kontakt zur Familie noch sehr eng, zweimal am Tag wurde per Skype telefoniert. Mittlerweile haben sie nur noch zweimal pro Woche Kontakt. Bleibt zu hoffen, dass sich Esther und Praisyy weiterhin wohl in Deutschland fühlen, später aber auch gut den Weg zurück in ihr Leben in Indien finden. ■

[www.diakonie-leipzig.de/
wohnstaetten-katharina-von-bora-markkleebe.html](http://www.diakonie-leipzig.de/wohnstaetten-katharina-von-bora-markkleebe.html)

„weltwärts“ in alle Richtungen

Seit 1994 vermittelt das Lutherische Missionswerk Freiwillige in seine Partnerkirchen nach Tansania, Indien und Papua-Neuguinea. Nun geht es nicht mehr länger nur von Nord nach Süd, sondern auch umgekehrt. Im Rahmen des sogenannten Reverse-Programms des (vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung finanzierten) Freiwilligendienstes „weltwärts“ können Freiwillige aus anderen Ländern hier in Deutschland ihren Dienst tun, so wie die beiden jungen Inderinnen in diesem Beitrag. ■

Weitere Informationen auf www.weltwaerts.de oder beim Leipziger Missionswerk, Uwe Gottschald, Referent für Freiwilligen- und internationale Jugendprogramme, Telefon: 0341-99 40 647

Anzeige

Urlaub 2015

- ✓ 250 Freizeiten
- ✓ Biblisches Programm
- ✓ Umfassender Service

Gratis Katalog anfordern:
(0 70 52) 93 39-60

www.freizeiten-reisen.de

Schöne Ferien und Mehr...

FREIZEITEN 2015
FÜR ALLE - NEU ERLEBEN

Liebenzeller Mission
Freizeiten & Reisen

Liebenzeller Mission
Freizeiten & Reisen

FSJ PLUS

Im Sozialkaufhaus
Möbel schleppen und
danach büffeln –
Frank Jockisch kriegt
das hin.



Die Mischung macht's

Vormittags Ehrenamtler, nachmittags Schüler. Im Projekt FiftyFifty in Schleswig-Holstein lernen junge Leute für den Realschulabschluss und knüpfen gleichzeitig berufliche Kontakte

Von Constanze Bandowski

Frank Jockisch strahlt. Das kann auch der schwere Holzschrank auf seiner Sackkarre nicht verhindern. „Moin Jasminchen“, begrüßt der schlacksige Kerl seine Kollegin, „biste uns untreu geworden?“ Die junge Frau mit dem rotblonden Pferdeschwanz lacht. Einen Monat hatte Jasmin Bahr in die Verwaltung des Diakonischen Werks Altholstein hineingeschnuppert. Jetzt ist sie zurück im Sozialkaufhaus. „Das Büro ist nicht so mein Ding“, sagt die 23-Jährige und erklärt: „Wir machen das Projekt ja auch, um verschiedene Sachen kennenzulernen.“ Vor allem aber, um den Realschulabschluss zu meistern.

Das Projekt des Diakonischen Werks Schleswig-Holstein heißt FiftyFifty und meint damit 50 Prozent soziales Engagement und 50 Prozent schulische Vorbereitung. In Rendsburg, Neumünster und Kiel bietet es Menschen mit einem Hauptschulabschluss eine berufliche Zukunft. Zwei Jahre arbeiten sie im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes in einer sozialen Einrichtung – in einer Kita, einem Sozialkaufhaus, in der Verwaltung, Hauswirtschaft oder Pflege, in Werkstätten oder als Hausmeister. Gleichzeitig bereiten sie sich auf die Mittlere Reife vor. „Die meisten Teilnehmer wollen sich in erster Linie weiterqualifizieren“, sagt Birgit Ferley, die FiftyFifty vor sechs Jahren in Rendsburg initiiert hat. „Damals stellten wir fest, dass viele Freiwillige mit Hauptschulabschluss in der Praxis richtig gut waren, aber keine Chance hatten, beruflich voranzukommen. Ihnen fehlte die weiterführende Schule.“ Diese Brücke schlägt FiftyFifty, indem es Arbeit und Lernen verbindet.

„Die Mischung macht's“, findet Frank Jockisch. „Schule war nie meins, da hatte ich immer Konzentrationsprobleme. Das hier macht sehr viel mehr Spaß: Morgens lasse ich meine



Jasmin Bahr
(großes Foto,
links) berät
eine Stamm-
kundin im
Sozialkauf-
haus.



Martin Hoffmann (oben) hat bei FiftyFifty seine Leidenschaft fürs Soziale entdeckt.



Birgit Ferley hat das FiftyFifty-Projekt in Rendsburg initiiert.



Tanja Maury-Butenschön ist die Projektleiterin in Neumünster.

Hyperaktivität bei der Arbeit raus, und nachmittags lerne ich.“ Frank Jockisch ist 30. Die Hauptschule hat er mit 15 abgeschlossen. Seitdem ist einiges durcheinandergeraten in seinem Leben. Er hat keine Ausbildung, lebt von Hartz IV, aber damit soll jetzt Schluss sein: „Ich will meinen Realschulabschluss so gut wie möglich machen, danach fange ich eine Ausbildung als Elektriker an, und dann will ich bei der Stadt arbeiten.“

Der Plan klingt gut. Und er ist realistisch. Frank Jockisch hat das erste Projektjahr geschafft. Eine Hausmeisterfirma hat ihm eine Ausbildung zum Elektriker angeboten. Die will er in einem Jahr anfangen. Bis dahin bemüht er sich auch im Unterricht. „Ich muss mich zwar auf den Hosenboden setzen, aber das wird schon klappen“, sagt er, lacht und zwinkert Jasmin Bahr zu: „Wenn ich mal keine Lust zur Schule habe, tritt sie mich, und umgekehrt genauso.“ Jasmin Bahr, die als junge Mutter bisher nur Minijobs hatte, stehen zwei Ausbildungsplätze in Aussicht: einer zur Verkäuferin im Einzelhandel, der andere als Kfz-Mechatronikerin. „Mit einem Realschulabschluss habe ich ganz andere Perspektiven“, sagt sie und wendet sich einer Stammkundin in der Spielzeugetcke zu.

„Viele Freiwillige wissen nicht so genau, was da zwei Jahre lang auf sie zukommt und haben am Anfang erhebliche Anpassungsschwierigkeiten“, sagt Tanja Maury-Butenschön, die das Projekt in Neumünster leitet. „Die meisten müssen sowohl beruflich als auch schulisch erst einmal Fuß fassen.“ Die Altersspanne ihrer Gruppe reicht von 15 bis 40 Jahre. Jeden Einzelnen will die Sozialpädagogin zur Mittleren Reife bringen. Dafür trifft sie sich regelmäßig mit der Gruppe, spricht mit den Lehrern der Volkshochschule, hält engen Kontakt mit den Ausbildern der sozialen Einsatzstellen, organisiert Seminarwochen, Ausflüge und Projektstage. Und sie hat auch sonst immer ein offenes Ohr für ihre Freiwilligen. „Die pädagogische Begleitung ist eine der stabilisierenden Säulen in dem Projekt“, sagt Birgit Ferley, die in Rendsburg mit dem Projekt bereits in die vierte Runde geht. In ihrem letzten Jahrgang bestanden 14 von 16 Freiwilligen die Realschulprüfungen.

Auch Martin Hoffmann hat seine Chance ergriffen. Der 26-jährige Barkeeper arbeitet in der Kinderkrippe der Diakonie in Neumünster. „Etwas Besseres konnte mir nicht passieren“, sagt er. „Das hier mach' ich super gern.“ Die Freude merkt man ihm an, wenn er mit den Kleinen spielt und singt oder vorm Mittagessen zum Händewaschen geht. „Martin ist eine Bereicherung für das Team“, sagt Krippenleiterin Lena Becker. „Er ist mit Herzblut dabei, und man kann sich zu 100 Prozent auf ihn verlassen.“ Die Schule fällt ihm schon schwer, aber er will den Realschulabschluss schaffen, um später als Erzieher mit Jugendlichen arbeiten zu können. Also sitzt er am Nachmittag in der Volkshochschule. Der Englischlehrer verteilt die berühmte Rede von Martin Luther King: „I have a dream!“ ■

Informationen zum Projekt: www.diakonie-sh.de/FiftyFifty
Mehr Fotos: www.diakonie.de/diakonie-magazin-freiwillig

SEITEN-
WECHSEL

Meine Woche ohne Nadelstreifen

Immer mehr Banker und Manager arbeiten auf Wunsch ihrer Firmen mal in einer sozialen Einrichtung mit. Und empfinden das als große Bereicherung

Von Markus Heffner

Da stehen sie, filigran und formvollendet, mit Kurven und Kanten, weiß lackiert und fast schon bereit für den Stapellauf. Nur oben auf dem Deck fehlt noch das Solarmodul, das die selbst gebauten Katamarane antreiben soll. Den stolzen Schiffsbauern ist es anzusehen, wie sehr sie sich auf die Jungfernfahrt auf dem Laubach freuen, der seit ein paar Jahren als kleines Bächlein durch die Stadt Laupheim plätschert. Für später steht sogar ein Ausflug zum Bodensee auf dem Programm, wo das große Vorbild ihres Wassergefährt schwimmt: Die Solarfähre der weißen Bodenseeflotte, die sie in etwas handlicherem Format aus Holz nachgebaut haben.

Iris, Jürgen, Markus, Suna und Philipp heißen die Schiffsbauer, die eines gemeinsam haben: Sie leben mit einer geistigen oder körperlichen Beeinträchtigung und üben sich derzeit im Berufsbildungszentrum des Heggbacher Werkstattverbunds im Handwerk, um später auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt einen Job zu finden. Noch sind sie beim Schreinern, Schrauben und Leimen auf Hilfe angewiesen. An diesem Vormittag steht ihnen Steffen Starzmann zur Seite.

Der 18-jährige Laupheimer macht bei der Sparkasse Ulm eine Ausbildung zum Bankkaufmann, und zusätzlich zum Pflichtprogramm hat er sich für ein freiwilliges Projekt gemeldet: eine soziale Lernwoche in einer Behindertenwerkstatt. Er hat sich das bewusst ausgesucht, wie er betont: „Das war eine bisher fremde Welt für mich, die ich unbedingt kennenlernen wollte.“

Angespornt haben den jungen Mann dabei nicht zuletzt die Eindrücke und Erfahrungen, die er aus einem Praktikum im Altenheim während der Realschulzeit mitgenommen hat. „Seither kann ich mit älteren Menschen besser umgehen, habe mehr Verständnis für so manches“, sagt er. Das ist dem angehenden Banker schon deshalb wichtig, weil er überwiegend am Schalter steht und jeden Tag mit unterschiedlichsten Kunden zu tun hat. In der Werkstatt kommen ihm die Menschen wesentlich näher. Daran musste er sich erst etwas gewöhnen, aber er weiß: „Körperkontakt ist ganz wichtig für sie.“

Berührungsängste hat er längst keine mehr. Iris, Jürgen, Markus, Suna und Philipp haben ihm vor Augen geführt, „dass

sie ganz normale Menschen sind“, nur in mancherlei Hinsicht eingeschränkt in ihren Möglichkeiten. „Man muss nur richtig mit ihnen umgehen, keine Scheu haben, sich Zeit für sie nehmen“, sagt Steffen Starzmann.

Zu dieser Erkenntnis gelangen fast alle Praktikanten, die sich Woche für Woche durch die diversen Werkstätten im Heggbacher Werkstattverbund schnuppern, der von der St.-Elisabeth-Stiftung betrieben wird. „Das ist eine sehr nachhaltige Erfahrung für junge Menschen, die hier einiges mitbekommen“, sagt Peter Steinhäuser, einer der Bildungsbegleiter, der





Volksbank-Azubi
Steffen Starzmann (links)
baut mit Menschen in
der Behindertwerkstatt
kleine Boote aus Holz



Für Peter Steinhauser sind die Praktikanten eine echte Hilfe. Er begleitet sie während ihrer Schnupperwoche in der Werkstatt.

das Katamaran-Projekt initiiert hat. Zwei Jahre lang dauert die „inklusive Berufsvorbereitung“, während der die Teilnehmer diverse Module durchlaufen, von Gartenarbeit über Hauswirtschaft bis Metallverarbeitung. „Es kommt bei uns nicht auf die Leistung an, sondern darauf, einen Arbeitsrhythmus zu bekommen“, sagt Steinhauser, der Leiter im Modul Holzverarbeitung ist und seinerseits froh über jeden Praktikanten. „Das sind echte Helfer, die uns viel abnehmen können.“

Organisiert werden die Sozialpraktika von der Stuttgarter Mehrwert Agentur für Soziales Lernen, die vor 14 Jahren begann, solche Angebote zu entwickeln. Konzipiert waren die Lernwochen anfangs lediglich für Schüler, heute gibt es eine Vielzahl an Programmen wie „Blick-

wechsel“ oder „Seitenwechsel“, die sich an ganz unterschiedliche Zielgruppen richten, etwa an Lehrer und Studenten, zunehmend auch Manager von Wirtschaftsunternehmen und andere Führungskräfte. „Seine eigene Lebenswelt für kurze Zeit zu verlassen und sich auf eine andere einzulassen, hilft enorm bei der Persönlichkeitsentwicklung“, sagt Gabriele Bartsch, Soziologin und Geschäftsführerin der gemeinnützigen Einrichtung, zu deren vier Gesellschaftern auch das Diakonische Werk der evangelischen Kirche in Württemberg gehört.

Mehr als tausend Partner hat die Agentur zwischenzeitlich in Baden-Württemberg gewonnen, überwiegend soziale Einrichtungen wie Altenheime, Hospize, Betreutes Wohnen für Jugendliche, Behindertenwerkstätten und Pflegeheime. Allein im vergangenen Jahr haben knapp 560 Auszubildende aus 28 Firmen sowie rund hundert Studenten eine Schnupperwoche „gebucht“, und auch einige Führungskräfte haben sich auf das Experiment eingelassen.

„Gerade Führungskräfte stehen in der Arbeitswelt enorm unter Druck, weil sie mit zufriedenen und hoch motivierten Mitarbeitern immer höhere Unternehmensziele erreichen müssen“, betont Gabriele Bartsch. Das Anforderungsprofil habe sich stark gewandelt, so die Soziologin: „Der Manager von heute muss zuhören können, statt nur Anweisungen zu geben.“ Im hektischen Alltag bleibe aber meist kaum Zeit, das eigene Handeln zu reflektieren.

Einer, der sich die Zeit dafür genommen hat, ist Dietmar Bärtele. Als Leiter des „Kompetenzcenters Kredit“ der Kreissparkasse Waiblingen geht der Chef von hundert Mitarbeitern üblicherweise im feinen Zwirn zur Arbeit. Er musste zunächst schlucken, als ihm an seiner neuen Wirkungsstätte eine andere Arbeitskleidung empfohlen wurde: „etwas, das voll gesabbert werden kann“. Das war im Frühjahr 2012, und noch heute hat der 62-jährige Schorndorfer Kontakt zu jenen Menschen, die er damals als Prakti-

kant der Diakonie Stetten kennengelernt hat. Sein Job war es, in einer Wohngruppe im Diakonie-Dorf Schlossberg zusammen mit einer Heilerziehungspflegerin vier besonders schwer körperlich und geistig behinderte Kinder und Jugendliche zu betreuen, mit allem was dazu gehört: Sie waschen, die Windeln zu wechseln, anziehen, füttern, sie ins Bett bringen und ihnen ein Gutenachtlied singen. „Das war überraschend anstrengend und hat enorm viel Konzentration gekostet“, sagt Bärtele, der selber Vater von drei erwachsenen Kindern ist.

Zu den einprägsamen Erfahrungen, die er gemacht hat, gehörte auch, wie wichtig die Körpersprache im täglichen Miteinander sein kann. Berühren, Blickkontakte, die Mimik, der Tonfall. „Die körperliche Nähe war gewöhnungsbedürftig, letztlich hat mich diese Art der Kommunikation aber sehr berührt“, sagt Bärtele, der schon bald vertraut war mit seinen Schützlingen. Etwa mit Marc, einem neunjährigen Jungen, der am Angelman-Syndrom leidet, viel lacht, aber nur wenige Worte kennt. Oder mit Sedan, einem 19 Jahre alten Libanesen, der einen Kopf größer ist als Dietmar Bärtele. Ihm ist klar geworden, sagt der Sparkassenchef, „dass man die Menschen dort abholen muss, wo sie stehen, sie an die Hand nehmen muss und an ihr Ziel begleiten“. Denn sie reagierten nicht auf Appelle und Forderungen wie „Ihr müsst!“, „Ihr sollt!“ oder „Das erwarte ich!“. Seit seinem Praktikum macht sich Bärtele mehr Gedanken über die Ängste und Befürchtungen seiner Mitarbeiter und deren persönliche Situation. „Der Lerneffekt ist enorm“, betont der Manager: „So eine Woche bringt mehr als jedes Führungsseminar.“

Es ist ein Seitenwechsel, von dem beide Seiten profitieren. Die Zahlen steigen. Immer mehr Unternehmen in Deutschland ermöglichen ihren Führungskräften lieber einen solchen Aufenthalt als einen Hochseilklettergarten oder eine gemeinsame Wildwasserfahrt. Ziel der Arbeitgeber ist, die Sozialkompetenz ih-



rer Führungsriege zu stärken – ein offenbar weites Feld. Gleichzeitig polieren die Firmen durch das „soziale Engagement“ auch noch etwas an ihrem Image. Überall in der Republik gibt es inzwischen Dienstleister und Agenturen, die soziale Praktika vermitteln. Manche Unternehmen organisieren diese auch selber, etwa Lufthansa oder Siemens, wo Führungskräfte jüngst beim Bau eines Hauses für missbrauchte Kinder geholfen haben.

Auch die Sparkasse Ulm bietet seit einigen Jahren Sozialpraktika an, und das mit wachsendem Erfolg, wie Finanzassistent Steffen Lehmann sagt. Er betreut die bis zu 60 Auszubildenden im Jahr, die Bankkaufmann lernen oder ein Bachelorstudium an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg absolvieren. Etwa 80 Prozent pro Lehrjahr würden sich für einen freiwilligen Einsatz in einem Altersheim, einer Obdachloseneinrich-

tung oder einer Behindertenwerkstatt melden. Die Resonanz in den Feedbackgesprächen sei durchweg positiv, so der Personalexperte. „Sie freuen sich, dass sie helfen konnten und eine besondere Wertschätzung erfahren haben“, sagt Lehmann, der selbst ein Praktikum in einer Behindertenwerkstatt gemacht hat. Auch Steffen Starzmann, der seine Lehre bald abgeschlossen haben wird, kann nur von „guten Gefühlen“ und einer rundum gelungenen Woche berichten, auch wenn er bei der Jungfernfahrt der Solar-Katamarane voraussichtlich nicht mehr dabei sein wird. „Ich kann so etwas jedem nur von ganzem Herzen empfehlen“, sagt er. „das bringt einem etwas für das ganze Leben.“ ■

www.agentur-mehrwert.de
 Mehr Seitenwechselbeispiele auf:
www.diakonie.de/
diakonie-magazin-freiwillig



Trägt sonst Anzug: Dietmar Bärtele musste sich an den Körperkontakt gewöhnen. Doch dann lernte er mehr als im Führungsseminar

AUSLAND



Abschied von Rumänien

Ein paar Tage noch, dann ist Max Schreffs Diakonisches Jahr im Ausland zu Ende, und es geht zurück nach Deutschland. Er wird viel vermissen

Von Andreas Unger



Max Schreff (vorne) und seine Rumänien-Clique: Dorle Schick, Robin Englert und Lena Wache arbeiten ebenfalls als Freiwillige hier, Katrin Born ist zu Besuch (von links nach rechts).

Die Stühle stehen in Reih und Glied, die Gitarre ist gestimmt, die Malsachen liegen bereit. Was jetzt noch fehlt, sind die Kinder. Also machen sich Max Schreff und Dorle Schick auf die Suche in den Straßen von Mera. Es hat geregnet, Max' Flip-Flops schmatzen bei jedem Schritt, während er vorbeigeht an verwitterten Häusern mit liebevollen Schnitzereien am Giebel, an blinden Fenstern, Zäunen und jeder Menge Hunden. Welcher gestreichelt werden mag und welcher gerne beißt, das haben die beiden Freiwilligen längst gelernt.

Seit einem Jahr arbeiten sie hier in Siebenbürgen: Max, Dorle, dazu Lena Wache und Robin Englert, vier Freiwillige aus Deutschland, 18 bis 19 Jahre alt, sie kommen frisch von der Schule. Mera liegt ein paar Kilometer außerhalb von Cluj-Napoca, zu Deutsch Klausenburg. Die vier verbringen ihren Freiwilligendienst in einem Projekt der Diakonie, einem Nachmittagsangebot für Kinder. Sie zeigen den Kleinen, wie man malt und bastelt, und den Größeren, wie man rechnet, liest, schreibt und Englisch spricht. An diesem Tag ist eine Gruppe Schweizer Freiwilliger dazugestoßen, um den Kindern das Christentum zu vermitteln. Sie wollen religiöse Lieder singen und Blätter mit Bibelszenen verteilen, die die Kinder dann ausmalen. Wenn sie denn kommen.

Max klopft an einer Tür. Niemand da, also weiter den Hügel rauf, nächste Tür. Ein paar Mädchen kreuzen ihren Weg. „Kommt ihr?“ – „Heute nicht“, sagt eines, sie und ihre Freundinnen laufen weiter. Was Max sieht, erscheint ihm ziemlich normal: die Lehmhütte, von bleichen Ästen zusammengehalten; der Junge mit den viel zu kurzen Stoffhosen; die eingeschlagenen Fensterscheiben. Die wenigsten Häuser haben fließendes Wasser und Kanalisation. „Manchmal ist es schwer, wenn man sieht, wie die Leute wohnen und leben“, sagt Max. „Wir bekommen hier 160 Euro im Monat als Taschen- und Pflegegeld, die Miete ist schon bezahlt – das ist fast ein rumänisches Durchschnittseinkommen. Wir Freiwilligen haben uns oft darüber unterhalten, wie gut es uns geht.“

Nach und nach spricht sich unter den Kindern herum, dass sich heute was tut im Haus der Diako-





Einander ans Herz gewachsen: Anuschka, Max und Dorle (oben);
Kinder bei der Ankunft im Haus der Diakonie (links unten);
ein typisches Haus in der Roma-Siedlung (rechts unten).

nie, und eine Stunde später sitzen knapp 50 Kinder im Kreis und singen. Während der Schulzeit gestalten die Freiwilligen die Nachmittage: Sie helfen bei den Hausaufgaben, spielen mit den Kindern und unterstützen so die hauptamtlichen Mitarbeiter der Diakonie.

Die Kommunikation mit den Kindern ist nicht immer leicht. Die meisten sind ungarisch sprechende Roma, doch Max kann kein Ungarisch und nur ein paar Brocken Rumänisch, etwa die Wörter für Obst und Gemüse. „Am Anfang war meine größte Angst, dass die Verständigung nicht klappt. Aber sie klappt, nur eben nicht mit Sprache, sondern mehr mit Händen und Füßen.“ Der Lese- und Schreibstandard sei ziemlich schlecht, sagt Max. „Die meisten Kinder können mit acht Jahren noch nicht flüssig vorlesen. Und die meisten Eltern fördern ihre Kinder kaum.“

Vernachlässigt werden Roma-Kinder auch anderswo, wie die Geschichte von Anuschka zeigt, einer Zweitklässlerin, die gerade auf Max' Arm geklettert ist. Der erzählt davon, wie ihre Eltern Anuschka mit einem gebrochenen Arm zu einem Arzt brachten. Der wollte sie nicht behandeln. Zu arm, zu romanesk. Also gingen sie ins nächstgelegene Krankenhaus – und zwar mit zwei Mitarbeiterinnen der Diakonie. Jetzt wurde Anuschka behandelt, aber schlecht – der Arm wuchs schief zusammen. Als das Mädchen deshalb nach einigen Wochen wieder hinging, hieß es, ihre Krankenakte sei verloren gegangen. „Es lag wohl daran, dass sie arm sind und auch noch Roma“, sagt Max. Roma zu diskriminieren und zu demütigen, das hat eine lange Tradition. „Hier ist es außerdem üblich, dass Ärzte bestochen werden“, erklärt Dorle, die neben ihm steht. „Wer nicht bei der Anmeldung einen Umschlag auf den Tisch legt, wird eben im Wartezimmer ignoriert.“ Noch immer kann Anuschka ihren Arm nicht richtig bewegen.

Wie und wann Roma genau nach Europa kamen, ist nicht geklärt. Vermutlich wurden sie zwischen 500 und 1000 nach Christus aus Zentralindien in mehreren Schüben als Sklaven in das Gebiet des heutigen Irans und anschließend ins Osmanische Reich verschleppt, von wo aus sie weiter Richtung Westen zogen, nach Europa. Rumänien ist das europäische Land mit den meisten Roma – laut Europarat sind 1,85 Millionen von den 20 Millionen Einwohnern Roma.

Das rumänische Arbeits- und Familienministerium gibt an, dass 2009 über ein Viertel von ihnen in absoluter Armut lebten. Das sind sechs Mal so

Lust bekommen?

Evangelische Freiwilligendienste: www.ev-freiwilligendienste.de

Diakonisches Jahr im Ausland: www.djia.de

Weitere Infos und Berichte von Freiwilligen im In- und Ausland unter:
www.soziale-berufe.com

Entwicklungspolitischer Freiwilligendienst: Infos und Berichte
aus vielen Ländern unter: www.brot-fuer-die-welt.de

viele wie im rumänischen Durchschnitt. Heutzutage verdienen sich viele Eltern in Deutschland etwas dazu, als Erntehelfer oder Pfleger. Ihre Kinder bleiben derweil bei Verwandten zurück – „Sozialwaisen“ heißen sie. Auch am Diakonie-Projekt nehmen ein Junge und ein Mädchen teil, deren Eltern den größten Teil des Jahres in Italien leben und arbeiten.

Am späten Nachmittag machen sich Dorle, Lena, Max und Robin auf den Weg zurück in ihre WG nach Cluj-Napoca, meistens mit dem Bus. Sie wohnen im vierten Stock eines Plattenbaus, von dem Max sagt: „Von außen sieht er schlimmer aus als von innen.“ Sie wohnen zu viert in zwei Zimmern. In der Küche hängen jede Menge Zettel: „Das Bier kommt in den Kühlschrank!“ steht darauf, „Beim Kochen wird gute Musik gehört!“ und „Zum Abwasch gehört es auch, Spüle sowie benutzte Schwämme und Lappen zu reinigen!!!“. Max lächelt und reagiert gelassen: „Die Mädchen haben schon recht.“

Die vier haben nicht nur gelernt, wie man sich in einem fremden Land zurechtfindet. Sondern auch, wie man kocht, abwäscht, putzt, eben die tausend Handgriffe tut, aus denen sich der Alltag zusammensetzt. Und wie man sich zusammenrauft. „Ich habe gelernt, auf Dinge zu achten wie: Wie lange hält sich Gemüse im Kühlschrank?“, sagt Max. „Ich bin tatsächlich erwachsener geworden.“

Max' Diakonisches Jahr im Ausland geht zu Ende – in wenigen Tagen wird er wieder heim nach Hannover fliegen. Vorher muss er noch Koffer packen und die Wohnung putzen. Wenig Zeit, über das Jahr nachzudenken. Was wird er mitnehmen nach Hause? „Das Tempo in Mera ist anders als zu Hause. Alles ein bisschen ruhiger. Diese Gelassenheit ist was sehr Rumänisches. Alles wird schon irgendwie gehen. Das hat sich so ein bisschen auf mich übertragen.“ Er wird Internationale Beziehungen studieren. Wieder im Ausland, in den Niederlanden. „Das ist auch so ein Ergebnis der letzten Monate“, sagt Max. „Ich werde vieles hier vermissen. Rumänischen Brotaufstrich. Pálinka, das ist Obstbrand. Pferdekutschen. Dass man per Anhalter fahren kann. Das Land, die Reisen, die Arbeit, alles. Ich werde die Kinder vermissen. Und die Gemeinschaft unter uns Freiwilligen. Wir sind die ganze Zeit zusammen gewesen, in einem anderen Land. Das ist auch was Besonderes, vor allem in unserem Alter. Da entstehen besondere Verbindungen.“ Besonders mit Dorle. Die beiden sind in Rumänien ein Paar geworden. ■

Audioslideshow unter: www.diakonie.de/diakonie-magazin-freiwillig



Ein spannendes Jahr

Drei Fragen
an Katharina Held

Katharina Held,
Referentin Diakonisches Jahr
im Ausland, Evangelische
Freiwilligendienste gGmbH

Welche Voraussetzungen muss ich für ein Diakonisches Jahr im Ausland mitbringen?

Wichtig ist die Bereitschaft, sich sozial zu engagieren. Auch sollten die Personen Verantwortungsbewusstsein und Eigeninitiative mitbringen und bereit sein, sich auf neue und andere Lebensbedingungen einzulassen. Es zählen weder Schulnoten noch Ausbildungszeugnisse. Um teilnehmen zu können, sollte die Person bei der Ausreise (im August/September) in der Regel 18 Jahre alt sein, für die USA 21. Für englisch-, französisch- und spanischsprachige Länder sind grundlegende Sprachkenntnisse Voraussetzung. Für alle anderen Länder werden keine Sprachkenntnisse vorausgesetzt, wir raten aber, vor der Reise mit einem Sprachkurs zu beginnen. Von Ende September bis Mitte Dezember finden bundesweit Infotage zu unserem Programm statt. Die Termine stehen auf unserer Internetseite (www.djia.de). Die Teilnahme an einem Infotag ist für eine Bewerbung keine Voraussetzung, aber wünschenswert.

Muss ich alles selbst bezahlen?

Die Freiwilligen bekommen Unterkunft, Verpflegung, Taschengeld, Reisekostenerstattung. Sie werden versichert, pädagogisch begleitet und können kostenlos an Seminaren teilnehmen.

Verliere ich da nicht ein ganzes Jahr?

Das Diakonische Jahr im Ausland ist als Freiwilligendienst ein soziales Bildungs- und Orientierungsjahr. Es ist kein verlorenes, sondern ein sehr bereicherndes Jahr – in vielerlei Hinsicht. Die Freiwilligen engagieren sich für die Gesellschaft, treten in den Dialog und lernen, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen. Während des Jahres erfahren sie die eigenen Grenzen und Stärken. Sie lernen Berufsfelder kennen und erleben auch Kirche und Glauben im In- und Ausland. ■

Quelle: Evangelische Freiwilligendienste

LEBENS-
FRAGEN



Einsamkeit öffnet die Tür...

... zur Begegnung mit sich selbst – und mit Gott. Es ist gut,
ihr nicht immer auszuweichen

Von Krischan Johannsen

„Was unternimmst Du, damit Du Dich nicht einsam fühlst?“ Diese Frage stelle ich immer in den Kursen für neue Mitarbeitende der Telefonseelsorge. Meistens löst die Frage erst einmal Erstaunen oder auch Unverständnis aus. Beim letzten Mal war es anders. Da platzte nach einer kleinen Pause eine der Teilnehmerinnen heraus: „Ich gehe zur Telefonseelsorge.“

Die Gruppe reagierte zunächst mit lautem Gelächter. Die Antwort entbehrte nicht einer gewissen Situationskomik. Schließlich sind wir doch da, uns um die einsamen Menschen zu kümmern! Dann wurden wir alle aber nachdenklich. Die Mitarbeiterin erzählte: „Ich bin jetzt kurz vor der Rente. Die Kinder sind längst aus dem Haus und wohnen weit weg. Mein Mann ist vor drei Jahren gestorben. Durch meinen Beruf als Lehrerin war ich ausgefüllt. Ich war immer glücklich, die freie Zeit möglichst allein mit meinem Mann zu verbringen. Als er dann plötzlich starb, habe ich gemerkt, wie wenige Menschen wirklich eng und verlässlich mit mir verbunden sind. Die Idee, nach der Pensionierung gar nichts mehr zu haben, mit dem ich mich beschäftigen kann, hat mich zu Tode erschreckt. Als ich dann in der Zeitung las, dass die Telefonseelsorge Mitarbeitende sucht und dass ich das auch bis 70 und länger machen kann, habe ich mich sofort beworben. Natürlich will ich auch anderen helfen. Aber wenn ich ehrlich bin, dann helfe ich damit auch mir selbst.“

Im Lauf des Abends zeigte es sich: Viele in der Gruppe hatten dasselbe innerste Motiv. Der spontane Ausbruch dieser Kollegin hatte geholfen, dass auch andere offen sprechen konnten. Manche schämten sich ein wenig, als ob das nicht die richtige Motivation sein könnte, oder als ob es eine Schwäche sei, sich als einsamen Menschen zu empfinden.

„Ich bin verlassen. Ich gehöre nirgendwo mehr dazu. Ich finde nirgendwo Resonanz. Ich erfahre mich nicht mehr als wirksam in Begegnungen. Mir fehlt es so sehr, berührt zu werden und mich als Mitmensch zu erleben! Ich habe schon so viel versucht, und nichts hat genützt!“ Solche Sätze sagen unsere Anrufer und Anruferinnen, wenn sie von ihrer Einsamkeit reden – und genau so geht es unseren ehrenamtlichen Mitarbeitenden zuweilen eben auch, wenn sie zu uns kommen.

Manchmal denke ich, dass unsere gesamte Gesellschaft darum kreist, der Einsamkeit auszuweichen. Man kann 24 Stun-

den fernsehen und Radio hören. Viele Menschen sind von einem oft inhaltsleeren Aktionismus getrieben, der an Sucht erinnert. Ständig treffen wir uns mit anderen Menschen. Viel Zeit wird in Firmen und Organisationen für reichlich sinnlose und oft schlecht vorbereitete und geleitete Sitzungen verbraten! Auf wie viele Partys und zu wie vielen Events gehen wir, um nur irgendwie mit anderen zu sein!

Wir weichen der Einsamkeit aus – und das ist ein fataler Fehler. Das hindert uns daran, zu uns selbst zu kommen. Wir verpassen so die Begegnung mit uns selbst, mit dem, was uns ausmacht in der Tiefe. Wir vergessen und verlernen dabei, in Beziehung zu gehen. Ehrenämter wie bei der Telefonseelsorge oder beim Hospiz und anderswo machen da ein unerwartetes Geschenk. Sie geben uns nicht nur Sinn und Wirksamkeit und das Netz der Gemeinschaft untereinander. Sie schenken Beziehungen, in denen die Einsamkeit jedes Einzelnen anerkannt, integriert und geachtet wird.

Ich glaube, dass es uns gut anstünde, wenn wir alle besser lernten, uns der Einsamkeit zu stellen, die so viel mehr ist als bloßes Alleinsein. Die Einsamkeit wird von allen Gefühlen am meisten abgewehrt. Und sie ist das essenziellste Gefühl, das wir haben können. Sie ist die eigentliche Tür zur Begegnung mit Gott. In der Einsamkeit, wenn wir ihr nicht ausweichen, wenn wir innehalten, wenn wir ihren Atem spüren, sind wir manchmal plötzlich gehalten in der unermesslichen Liebe Gottes, der alles umfasst und vielleicht manchmal gerade in der Einsamkeit in uns aufscheinen kann. ■



Autor:

Krischan Johannsen leitet seit 2009 die Telefonseelsorge in Stuttgart. Für das Diakonie magazin schreibt er regelmäßig über Fragen des Lebens, die ihn und viele seiner Anrufer bewegen.

Diesen Text können Sie auch hören.

Der Autor selbst liest ihn vor auf

www.diakonie.de/

[diakonie-magazin-freiwillig](#)

KULTUR-
TIPPSGesellschaftliches Engagement in
Film und Literatur. Sechs Tipps

Hannas Reise

Von ehrenamtlichem Engagement hält die 26-jährige Hanna aus Deutschland nichts. In ihrem Leben musste sie zurückstecken, weil sich die Mutter stark in der „Aktion Friedensdienste“ für Israel engagierte. Nun möchte Hanna endlich Karriere machen. Für ihren Traumjob benötigt sie einen Nachweis ihrer sozialen Kompetenz. Die Mutter weigert sich, diesen der Tochter auszustellen. So sieht sich Hanna gezwungen, ein soziales Praktikum in einer Behindertenwerkstatt in Tel Aviv abzuleisten. Widerwillig macht sie sich auf die Reise, Wut und Vorurteile aller Art im Gepäck. Mit ihrer überheblichen Art stößt sie die Mitbewohner in der WG, ihren Betreuer Itay und sogar eine Holocaustüberlebende vor den Kopf. Hanna möchte sich auf nichts und niemanden

einlassen. Dank Itay beginnen ihre Wahrnehmung und Einschätzung der Realität sich dann doch zu verändern.

Mit einer überzeugenden Hauptdarstellerin (Karoline Schuch) geht die Regisseurin Julia von Heinz der Frage nach, auf welche Weise sich der Holocaust auf Israelis und Deutsche bis in die Gegenwart hinein auswirkt. Sie zeigt, dass niemand zur Auseinandersetzung mit dem Holocaust gezwungen werden kann, sich das Thema aber auch nicht ignorieren lässt. Deutsche Geschichte hat nicht erst nach 1945 begonnen. Vergangenheit und Gegenwart greifen ineinander, stehen immer in unmittelbarem Bezug zueinander.

good!movies, 100 Min., DVD ca. 17 €

Hanna (Karoline Schuch) möchte ihr Praktikum in Israel einfach abreißen und sich auf nichts wirklich einlassen.



Wir sind die Neuen

Drei Alt-68ern droht die Altersarmut: Anne war eine auf Schleiereulen spezialisierte Biologin, Eddi schon immer ein Revoluzzer, Johannes ein Anwalt, der sich für mittellose Klienten einsetzte. Bezahlbare Wohnungen in der Großstadt sind Mangelware. Daher ziehen die drei zusammen und gründen wie in ihrer Studienzeit eine WG. Es geht ihnen nicht schlecht, sie lassen alte Zeiten wieder aufleben, diskutieren lautstark bis in die Nacht. Den drei jungen Studenten in der Wohnung über ihnen ist das ein Gräu­el. Diese büffeln für ihr Examen und verstehen keinen Spaß. Der Kleinkrieg zwischen den Generationen eskaliert, bis Johannes entdeckt, dass die jungen Menschen dringend ihrer Hilfe bedürfen.

Die der Komödie von Ralf Westhoff zugrunde liegenden Ideen der Mehrgenerationenhäuser sowie des ehrenamtlichen Engagements, mit dem die ältere Generation ihr Wissen und Können an die jüngere weitergibt und beide davon profitieren, erschließen sich unaufdringlich und fast beiläufig. Dank einer herausragenden Darstellerriege und einem Feuerwerk an guten Einfällen und geschliffenen Dialogen, die Stärken und Schwächen beider Generationen herausarbeiten, bietet der mit dem Förderpreis Neues Deutsches Kino ausgezeichnete Film beste Unterhaltung mit Tiefgang.

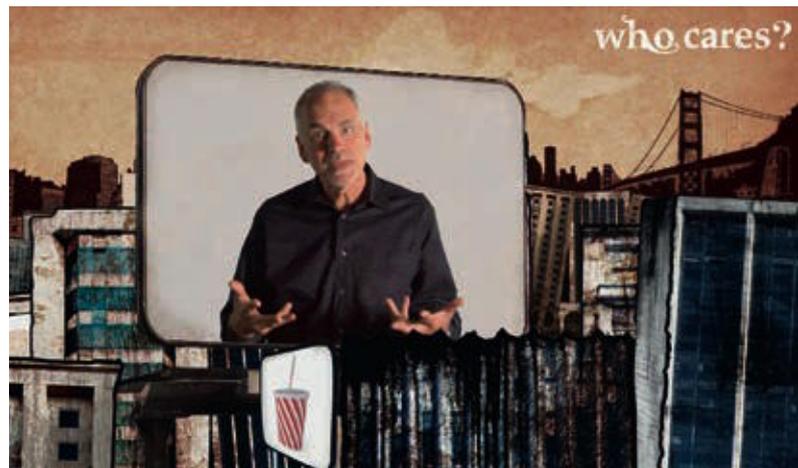
X Verleih, ab 18.12.2014 auf DVD, ca. 16 €

Gründen eine WG: Michael Wittenborn, Gisela Schneeberger und Heiner Lauterbach als „die Neuen“.

who cares?

Ein Dokumentarfilm wie dieser kann die Welt verändern. Die brasilianische Filmemacherin und Produzentin Mara Mourão widmet sich dem Sozialunternehmertum und stellt charismatische Persönlichkeiten in diesem Bereich vor. Darunter sind der Friedensnobelpreisträger Muhammad Yunus, der die Mikrokredite für Arme erfand, oder Bill Drayton, der Gründer der Organisation Ashoka, die weltweit Tausende von Sozialunternehmern unterstützt, aber auch weniger bekannte Menschen und kleinere Ideen. Mourão porträtiert die zum Teil aufsehenerregenden Beispiele aus aller Welt anhand von kurzen Statements, Praxisbeispielen und animierten Szenen. Sie alle lassen sich als äußerst erfolgreiche Beispiele bürgerschaftlichen Engagements begreifen. Vor allem aber öffnet der mit Deutschland und der Schweiz koproduzierte Dokumentarfilm einem die Augen dafür, dass jeder Mensch auf seine Art einen Beitrag leisten kann, die Welt zum Positiven hin zu verändern. Denn: Als größtes Hindernis für die aktive Mitgestaltung der Umwelt erweisen sich nicht etwa strukturelle Probleme oder mangelnde Finanzmittel, sondern allein der fehlende Glaube, Veränderungen selbst bewirken zu können.

BraveHearts International, seit September im Kino, voraussichtlich Anfang 2015 als DVD erhältlich



Al Etmanski ist einer der sozial engagierten Unternehmer, die vorgestellt werden. Er hilft behinderten Menschen in Kanada.

Diakonisches Werk Württemberg (Hrsg.): Ich bin in einem Land namens Deutschland gelandet!



Deutschland ist wirklich komisch. Jedenfalls, wenn man es mit den Augen von Iuliia Vakhitova aus Kirgisien sieht, die hier ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) gemacht hat: „Ich habe

noch nie in meinem Leben so viele Fahrräder gesehen wie in Deutschland. Alle fahren Fahrrad. Das kann ein dreijähriges Kind oder eine 70-jährige Dame sein. Den ganzen Müll in den gleichen Sack? In Deutschland finden Sie so was nicht. Restmüll, Bio, Papier, Gelber Sack. Mülltrennung ist ganz arg wichtig.“ Auch Yuliia Verbytska, eine FSJlerin aus der Ukraine, wundert sich über die Deutschen: „Sie sagen immer: ‚Du musst pünktlich sein!‘ Und fürs Kochen benutzen sie eine Waage! Jedes Milligramm oder jeder Milliliter ist wichtig, anders geht es nicht!“

Zwölf junge Menschen aus sieben Ländern haben im vergangenen Jahr ihr FSJ in Einrichtungen der Diakonie in Württemberg absolviert. Gleichzeitig lernten sie in einer professionell geleiteten Schreibwerkstatt, ihre Erlebnisse in eine epische, lyrische oder dialogische Form zu bringen. In ihren Texten, die hier veröffentlicht sind, beschreiben sie auf lustige oder nachdenkliche Weise, wie sie Deutschland sowie ihre Arbeit in der Alten- oder Behindertenhilfe erlebt haben. Feldforschung in Deutschland – humorvoll und hintergründig zugleich.

211 S., 10 € (plus 3 € Versand)

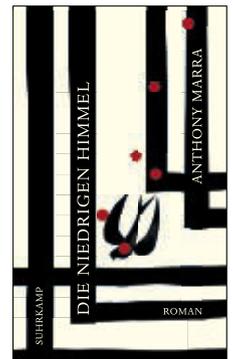
Bezug über das Diakonische Werk
Württemberg, Abteilung

Freiwilliges Engagement, Postfach 10 11 51,
70010 Stuttgart, fsjfa@diakonie-wue.de

Anthony Marra: Die niedrigen Himmel

In Tschetschenien herrscht Krieg. Die achtjährige Hawah sieht, wie die Föderalen ihren Vater verschleppen und ihr Haus niederbrennen. Auch hinter ihr selbst sind sie her. Ihr Nachbar, Achmed, rettet Hawah aus ihrem Versteck und bringt sie zum nächsten Krankenhaus. Dort treffen sie die Ärztin Sonja. Diese nimmt Hawah nur widerwillig auf, doch auch sie setzt sich bald für das Leben des Mädchens ein. Marra beschreibt Tschetschenien als ein Land, das von Terror und Krieg mürbe gemacht ist, eine Welt, in der alles zerbrochen ist und Freunde grausamer als Wölfe werden. Aber inmitten dieser Hölle tauchen Menschen auf, die aus Mitgefühl alles opfern, was sie haben: Bis zu seiner Verschleppung gewährt Hawahs Vater Hunderten von Flüchtlingen Unterkunft für eine Nacht. Und die Ärztin Sonja verzichtet auf eine Stelle in London, um in dem zerstörten Krankenhaus notdürftig Verletzte zu versorgen. Die Handlung dieses Romans ist spannend, und ganz nebenbei erfährt man mehr über die Konflikte und Menschenrechtsverletzungen in Tschetschenien als in den Berichten der Medien.

Suhrkamp, 488 S., 22,95 €



Eric-Emmanuel Schmitt: Oskar und die Dame in Rosa

Oskar ist zehn Jahre alt und liegt mit Leukämie im Krankenhaus. Die Therapien schlugen fehl. Auf Anraten von Oma Rosa, die ihre Zeit den kranken Kindern schenkt, schreibt er Briefe an den lieben Gott. Eigentlich glaubt er nicht an einen solchen. Aber mit den Briefen könnte er dafür sorgen, dass es ihn gibt, so meint Oma Rosa. Sie war früher Catcherin und ist

nicht wie die anderen Erwachsenen. Deshalb hofft Oskar auch, dass sie sich mit ihm an ein Tabuthema herantraut: „Oma Rosa, ich hab das Gefühl, dass niemand mir sagen will, dass ich sterben muss.“ Sie schaut mich an. Wird sie das Gleiche tun wie alle anderen? Bitte, Würgerin des Languedoc, werd bloß nicht weich und klapp die Ohren zu. ‚Warum willst du, dass man es dir sagt, Oskar, wo du es doch weißt!‘ Uff, sie hat zugehört.“ Der Klassiker von 2002 erzählt auf wunderbare Weise von ehrenamtlicher Arbeit und macht Mut, diese mit vollem Herzen auszufüllen – so wie die Dame in Rosa. Fischer, 105 S., 8 €

SOCIAL
MEDIA

Hier kommt man leider nicht mit dem Rollstuhl hoch. Diese Barriere wird gleich per Smartphone in die Wheelmap eingetragen.

Wie ein Lauffeuer

Die Sozialen Medien werden für schnelle, freiwillige Hilfe immer wichtiger. Hier sind auch viele junge Menschen aktiv

Von Hannes Jähnert



Erinnern Sie sich an den letzten Sommer – und an den „Ice Bucket Challenge“? War ja ganz lustig: Da gossen sich mehr oder weniger prominente Menschen einen Kübel Eiswasser über den Kopf und forderten jeweils drei andere auf, es ihnen gleichzutun – oder eine hübsche Summe für einen guten Zweck zu spenden. Natürlich wäre die ganze Aktion nicht ins Rollen gekommen, hätten andere nicht die Kamera hingehalten, kleine Beweisfilmchen gedreht und sie auf dem Internetportal Youtube veröffentlicht.

Eigentlich muss man gar nicht mehr erklären, dass Youtube ein Internetportal ist, wo man Millionen von Filmchen und Filmen ansehen und hochladen kann. Die meisten Menschen wissen das. Gut drei Viertel der Deutschen sind online – Tendenz steigend, sagt die aktuelle ARD/ZDF-Online-Studie. Die Menschen googeln, suchen Informationen, kaufen und verkaufen Dinge. Unter jungen Menschen ist die Internetnutzung am weitesten verbreitet – sie tun, was die Älteren ein bisschen



Mit ihrem Team wirbt die Medizinstudentin Anna Vikky (in der Mitte des Fotos) um Spenden für Wasserprojekte auf 2aid.org.

später lernen: Sie nutzen Online-Communitys wie Facebook, Video-Portale wie Youtube und klicken in „Apps“ herum, wenn sie unterwegs sind. Damit kommunizieren sie, spielen, gucken, wann der nächste Regen fällt oder die nächste Party steigt. Diese Anwendungen haben die Nutzung des Internets stark verändert. Mit den Sozialen Medien ist in den letzten zehn Jahren ein „Mitmachnetz“ entstanden, das Nischen und Freiräume für allerlei Skurrilitäten, aber auch für ernsthafte Beschäftigung mit der Welt da draußen bereithält.

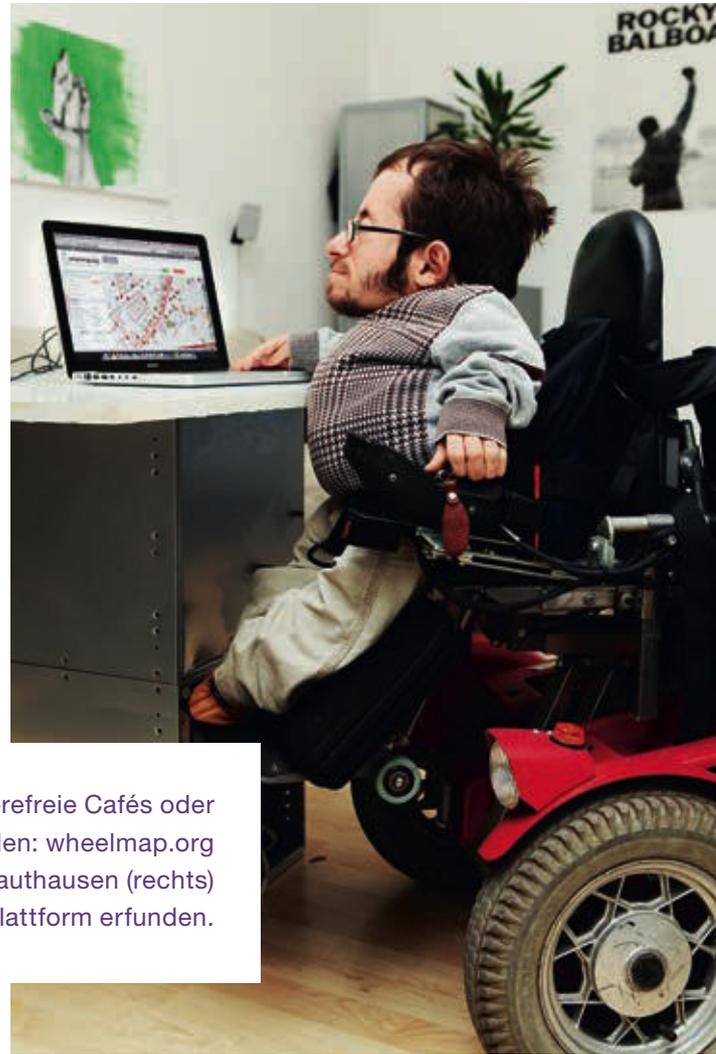
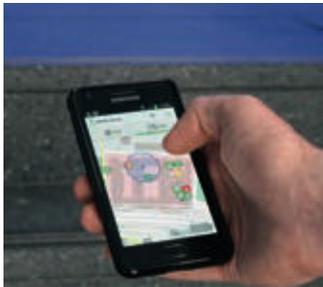
Das Trinkspiel „Neknominate“ war so eine Skurrilität: Ein User filmt sich dabei, wie er eine beträchtliche Menge Alkohol in einem Zug trinkt, stellt das Video online und fordert drei seiner Freunde auf, das auch zu tun. Weniger bedenklich war das „Meme“ – ein Wort für sich rasant verbreitende Medieninhalte im Internet – um den „Harlem Shake“: In Wohnzimmern, Radiostationen, Rettungswachen und ganzen Hörsälen wurde nach den Technobeats des amerikanischen DJs Baauer der eigentlich ansehnliche Tanzstil aus dem New Yorker Viertel Harlem ins Lächerliche gezogen.

Ernsthafter und durchaus erfolgreich sind markige Schlagworte wie „Stasi 2.0.“, um zum Beispiel gegen Vorratsdatenspeicherung und Online-Durchsuchungen zu protestieren. Solche Schlagworte helfen, dass sich Kampagnen wie Lauffeuer über das Netz zu verbreiten.

Internet und Bürgergesellschaft

Sie sind Ausdruck einer digitalen Bürgergesellschaft, die in den vergangenen Jahren immer mehr Schlagkraft entwickelte und die das Internet als Werkzeug für Demokratisierung versteht. Endlich können alle mitmachen! Auf Plattformen wie Change.org, Openpetition.de oder Campact.de werden beinahe täglich Online-Kampagnen gestartet, die nicht nur die große Politik, sondern auch Wirtschaftskonzerne mit ganz alltäglichen Anliegen adressieren.

Ein solches Anliegen hatten zum Beispiel die Bewohner des Hauses Danziger Straße Nummer 2 im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg. Sie waren im Februar 2013 genervt von einer



Ob barrierefreie Cafés oder unüberwindbare Hürden: wheelmap.org zeigt alles. Raul Krauthausen (rechts) hat die Plattform erfunden.

riesigen Coca-Cola-Reklame, die die ganze Hausfassade bedeckte und ihnen das Licht nahm. Die Mieter starteten auf Change.org eine Online-Petition und sammelten innerhalb weniger Tage 3.500 digitale Unterschriften. Der Konzern sagte: „Tut uns leid“ und entfernte die Plakatwand.

Graswurzelkampagnen à la Change.org liefern kontrastreiche Schaustücke einer aktiven Bürgergesellschaft, die im Internet neue Möglichkeiten findet, ihre Anliegen laut in die politische Öffentlichkeit zu tragen. Weniger laut – eher im Hintergrund des Getöses – steht das freiwillige Engagement und Ehrenamt vieler Netzaktivisten, die mit ihren Internetprojekten ebenso in Politik und Öffentlichkeit wirken.

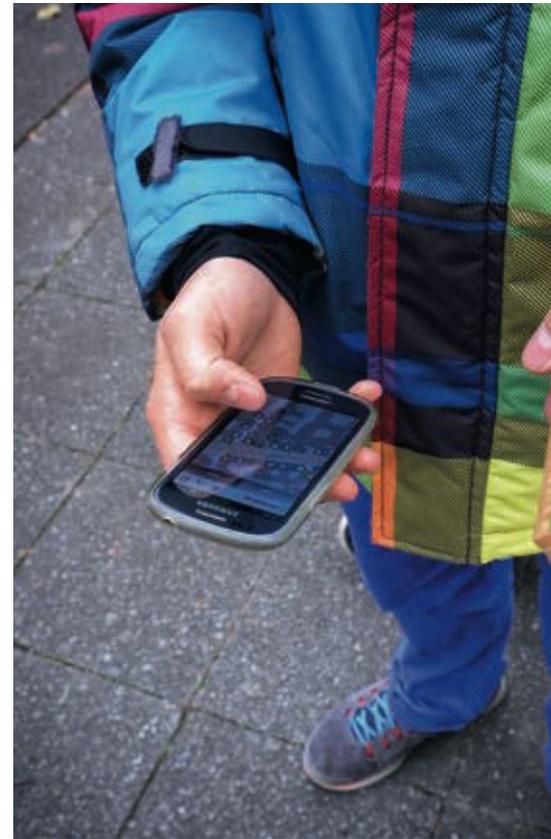
Internet und Ehrenamt

Da ist zum Beispiel der Verein der Berliner „Sozialhelden“: Die Aktivisten um Raul Krauthausen betreiben seit 2010 die Wheelmap (www.wheelmap.org), eine Online-Karte, auf der die Nutzer nach dem Ampelsystem barrierefreie Orte auf der

ganzen Welt markieren können. Dank guter Öffentlichkeitsarbeit – auch in Kooperation mit Google – und zahlreichen Aktionen an Schulen wurden auf der Karte bislang knapp 500.000 Orte markiert. Und: Freiwillige haben die Plattform bereits in 21 Sprachen übersetzt – skurrilerweise auch in Klingonisch, die fiktive Sprache aus den Star-Trek-Filmen.

Ein anderes Beispiel ist Zaid.org, ein Verein mit Sitz in Düsseldorf und Freiwilligen in ganz Deutschland: Die Engagierten um die Initiatorin Anna Vikky, eine Medizinstudentin an der Universität Heidelberg, setzen sich seit 2008 für eine Welt ohne Wassernot ein. Über die Sozialen Medien sammeln sie Spenden für Brunnenprojekte in Afrika. In Uganda haben sie mit ihrem Engagement bislang fast 120.000 Menschen erreicht. Und auch Zaid.org sucht und findet engagierte Unterstützer, die als „MyAid-Aktivisten“ kreativ Spenden für Wasserprojekte in Schwellen- und Entwicklungsländern sammeln.

Zaid.org und die Berliner „Sozialhelden“ sind gute Beispiele für Initiativen der digitalen Bürgergesellschaft, deren Wirkung über den direkten Anspruch hinausgeht: Die Wheelmap der



Sozialhelden ist nicht nur für Rollifahrer nützlich, sondern sensibilisiert auch für Barrieren im öffentlichen Raum. Und Dank des Engagements von Zaid.org bekommen nicht nur mehr Menschen in Uganda Zugang zu Trinkwasser – auch in Deutschland werden Menschen auf das globale Verteilungsproblem aufmerksam gemacht.

Wer meint, das Internet habe mit der traditionellen Ehrenamtsarbeit in Deutschland überhaupt nichts zu tun, der irrt. Das Internet hilft, Dienstpläne aktuell zu halten, die klassische Telefonseelsorge gibt es inzwischen auch online, jede Einrichtung kann ihre Website für die Öffentlichkeitsarbeit nutzen und Einsatzbereiche für die Freiwilligenarbeit darstellen.

Neue Formen des freiwilligen Engagements

Etwa zwei Drittel der Freiwilligen nutzen heute das Internet für ihr Engagement. Jugendliche und Leute unter 30 sind besonders gut darin, ihre Freizeit- und Freiwilligenaktivitäten über die Online-Communitys zu organisieren – auch ihr Engagement bei der Freiwilligen Feuerwehr! Das Internet macht es ihnen leichter, sich zu engagieren – in einer Lebensphase, in der der Mensch sehr mit sich selbst und dem eigenen Platz im Leben beschäftigt ist. Jugendliche unterstützen einander über die sozialen Netzwerke, sie organisieren sich in netzgestützten Selbsthilfegruppen und sind ansprechbar für Engagement im

und über das Internet. Der Deutsche Caritasverband beispielsweise bietet mit „[u25]“ ein Programm zur Suizidprävention für junge Menschen an (www.u25-deutschland.de). Die Online-Volunteers stellen sich dabei als geschulte Ansprechpartner für Hilfesuchende zur Verfügung, sie kommunizieren in Chats oder per E-Mail, das kann man gut von zu Hause aus oder unterwegs tun.

Online-Engagement hat viele Gesichter

Ein anderes, sehr anschauliches Beispiel für das Online-Volunteering im sozialen Bereich stammt aus den Niederlanden: Die in Amsterdam ansässige Organisation Humanitas hat auf ihrer Webseite den Chat „The Listening Eye“ eingerichtet, in dem Hilfesuchenden, egal, worum es geht, ein sehr niedrigschwelliger Kontakt mit Online-Volunteers angeboten wird, die schlicht zuhören und gegebenenfalls zu Angeboten von Humanitas weitervermitteln.

Bemerkenswert, wer sich für ein solches Projekt engagiert: Die Altersspanne unter den Online-Volunteers reicht von 19 bis 86 Jahren. Unter den Freiwilligen sind viele Frauen und einige Menschen mit körperlichen Handicaps. Berichtet wird sogar von Erfahrungen mit Hochbetagten, die das Online-Engagement nutzten, um sich aus dem Pflegebett heraus für die Organisation zu engagieren.



Wheelmap.org hat viele Helfer.
Dieser Junge misst mit dem
Zollstock die Höhe von Stufen und
trägt das Ergebnis gleich ein.

Was sind Soziale Medien?

Mit dem Eigennamen Social Media (zu Deutsch: Soziale Medien) werden Medienformate bezeichnet, die deshalb sozial sind, weil sie erst im gemeinsamen Gebrauch entstehen. Während Bücher oder Briefe als Medien per se sozial sind, ist das bei Social-Media-Anwendungen nicht der Fall. Ein Buch, ein Brief oder eine Zeitung kann man durchaus allein und im Stillen nutzen, Social-Networking-Dienste wie Facebook oder Twitter dagegen wären ohne die gemeinsame Nutzung und ohne den „user generated content“ – als Eigenschöpfung, als sogenanntes Mashup oder als weiterverbreiteter (geteilter) Inhalt – nur nutzlose, leere Hüllen. ■

Social Media Landscape 2013



Tablets und Smartphones, Facebook und Twitter verändern unseren Alltag. Aber sie machen uns nicht einsam. Leute, die in der Straßenbahn angestrengt auf ihren Handybildschirm starren, sind keine „Nerds“, sondern lesen vielleicht gerade ihre Mails im Seelsorge-Chat. Oder formulieren die Einladung für die nächste Sitzung des Fachschaftsrats. Oder checken im Kalender, ob die nette Verabredung, die sie eben getroffen haben, mit der Chorprobe kollidiert.

Wer viel unterwegs ist, kann mit Hilfe der Sozialen Medien sein Engagement im Blick behalten – das gilt erst recht für Menschen, die nicht ohne Weiteres ihr Zuhause verlassen können. Ihnen bietet das Internet zahlreiche Möglichkeiten für Teilhabe und freiwilliges Engagement: Sie können nachschauen, ob der Weg zur Kneipe für den nächsten Tatortabend tatsächlich barrierefrei ist. Das Online-Engagement hat viele Gesichter und kann das Engagement im sozialen Bereich für neue Zielgruppen öffnen. Was man dafür braucht? Ein funktionierendes Freiwilligenmanagement und ein bisschen Inspiration. ■

Anregung findet man auf angelsächsischen Plattformen wie www.idealists.org oder www.volunteermatch.org und auch in deutschen Engagementdatenbanken wie der von Aktion Mensch (www.aktion-mensch.de) oder Betterplace (www.betterplace.org/de/discover-volunteering).

Literatur zum Weiterlesen

ARD/ZDF-Online-Studie

www.ard-zdf-onlinestudie.de

Internet und digitale Bürgergesellschaft

www.cccdeutschland.org/de/cccddebatte-08

Freiwilligensurvey 1999–2009

www.kurzlink.de/freiwilligensurvey

Management von Online-Volunteers – ein Handbuch

www.kurzlink.de/OVM

The Virtual Volunteering Guidebook

www.kurzlink.de/VVGB

INTERVIEW



Stell dir vor, alle packen mit an

Wovon andere träumen, hier ist es Realität: Über achtzig Freiwillige engagieren sich in der Evangelischen Kirchengemeinde Köln-Rondorf. Wir fragen nach bei Pfarrer Dr. Thomas Hübner: Was ist das Erfolgsrezept?

Fragen: Justine Schuchardt



Ehrenamtlich musizieren:
Dirigent Heinrich Schmidt
leitet das „Cologne
Concert Brass“.



Freiwillige wuppen das
Gemeindefest: Magda Rösler
bedient Pfarrer Thomas Hübner
an der Espressobar (oben).
Ellen Ingrid Banner
verkauft Bons (unten).



Wie viele Menschen engagieren sich ehrenamtlich in Ihrer Gemeinde ?

83 Personen, wenn ich Chor- und Orchestermitglieder nicht mitzähle, wie das in kirchlichen Statistiken sonst üblich ist. Sie sind zwischen acht und 72 Jahre alt.

Was machen sie?

Die Kinder etwa weisen bei Konzerten Plätze an, verteilen Programme, Blumen oder kleine Präsente an die Musiker. Das machen sie gerne. Die Älteren übernehmen ganz verschiedene Aufgaben.

Neben der Arbeit in einem unserer drei Vereine – Kirchbauverein, Förderverein Kindergarten und Musikschule – und im Presbyterium unterstützen sie den Küster bei der Gartenarbeit und bedienen die Espressobar bei Bibelabenden und Feiern sowie nach Gottesdiensten. Sie helfen mit bei Kindergottesdiensten, Freizeiten, in der Jugend- und Seniorenarbeit sowie bei Ausflügen der Kurrende. Sie organisieren Konzerte und Gemeindefeste und pflegen das Kirchenarchiv. Ganz aktuell arbeiten einige an einer Festschrift für unsere Teschemacher-Orgel, die gerade aufwändig restauriert wurde. Sie recherchieren für Artikel oder lesen Korrektur.

Sind denn alle Gemeinemitglieder?

Etwa zehn von ihnen sind nicht in der Kirche. Menschen, die ausgetreten sind, bitte ich gern um Mitarbeit in den Vereinen. Ich brauche auch diese Außenperspektive. Oft lassen sich die Kirchenfernen dann von dem Gemeindeleben begeistern und treten in die Kirche ein.

Sie haben die Kirchengemeinde 1982 neu aufgebaut. Wie kamen Sie an die Ehrenamtlichen heran?

Das Wichtigste sind nach wie vor Hausbesuche. Dort erfasse ich den Stil, die Interessen und das Verantwortungsvmögen eines Menschen. Wenn jemand von seinem Gartenhobby erzählt, will der sicher nicht ins Archiv. Ich erfahre dabei viel aus dem Alltag eines Menschen und davon, was ihm etwa im Beruf fehlt. Da sage ich ihm: Die Erfüllung, die Sie dort nicht finden, gibt Ihnen das Ehrenamt.

Worauf achten Sie, wenn Sie Ehrenamtliche beschäftigen?

Ich betone von Anfang an die Begrenzung der Aufgabe. Zum Beispiel sollen die Mitglieder des Presbyteriums nicht beim Gemeindefest mit aufbauen. Wenn



In dieser Gemeinde brennt das Feuer!



ein Ehrenamt ausüfert, fühlen sich Menschen leicht benutzt und verlieren ihre Begeisterung. Außerdem entsteht, wenn wenige alles machen, leicht ein verschworener Zirkel, in den andere nicht mehr hereinkönnen oder wollen. Das darf nicht geschehen.

Ist es heute schwerer als in Ihren Anfangszeiten, Menschen für ein freiwilliges Engagement zu gewinnen?

Nein. Die Menschen haben heute oft mehr Freizeit als früher, auch in verantwortungsvollen Berufen. Wohl aber werden die Ehrenamtlichen jünger, und es kommen mehr Männer als früher.

Mit welcher Motivation kommen die Leute?

Sie suchen nicht nach Menschen mit dem gleichen Hobby, wie etwa in einem Verein. Sondern sie fühlen sich von dem Phänomen Gemeinde angezogen, das mit seinem Kirchturm und den Glocken im heutigen Stadtbild ganz fremd wirkt. Sie wollen hinter die Kulissen schauen und erfahren, was das für ein Laden ist. Sie wollen Gemeinde erlebend verstehen. Dann bringen sie drei Bedürfnisse mit: Sie wollen leiten, verantworten, mit-tun. Manche können zum Beispiel im Beruf ihre Managerqualitäten einbringen, sind aber fremdbestimmt. In der

Gemeinde können sie selbst entscheiden. Sie wollen eine selbstbestimmte Begegnung. Aber am wichtigsten ist: Die Menschen wollen sich begeistern lassen.

Welche theologische Dimension hat ehrenamtliche Arbeit?

Der Kulturprotestantismus ging im 19. Jahrhundert davon aus, dass man das Neue Testament kennen und Gemeinde verstehen müsse und daraus dann Glaube entstünde. Die dialektische Theologie dreht das um und setzt vor das Verstehen den Glauben. Das ist wie in der Liebe: Erst verliebe ich mich und dann verstehe ich meinen Partner eventuell auch, vielleicht aber auch nicht. Liebe entsteht nicht, weil ich jemanden verstehe. Die Liebe widerfährt mir. So ist das auch mit dem Begeistertsein im Gemeindeleben. Gemeindefarbeit muss begeistern. Sie muss nicht das Ziel haben, Glauben verstehbar zu machen. In der Gemeindefarbeit muss aber sichtbar werden, was die Begeisterung aus dem Glauben bewirkt. Das Wort „Ehrenamt“ ist ein rein theologischer Begriff. Christen bekennen im Kirchenlied: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“. Ehrenamt bedeutet Glauben (Ehre) und Verstehen (Amt). Ehrenamt ist eben nicht Amtsehre. Über die freut sich der Schützenkönig im Schützenverein. ■

Alle helfen, wo sie können:
Raimund Gabriel macht Stockbrot (oben),
Alexandra Igla schminkt Kinder (Mitte),
Jan Beyer schenkt Erfrischungsgetränke aus (unten).

VISIONEN

Das „Projekt Verantwortung“ – wie wir lernten, den Hebel umzulegen

Deutschland im Jahr 2030:
ein Land der Freiwilligen.
25 Millionen Menschen engagieren
sich unentgeltlich in sozialen
Projekten – praktisch jeder zweite
Erwachsene. Das war kurz nach
der Jahrtausendwende noch
ganz anders, da waren die meisten
auf Erfolg und Karriere fixiert.
Den Wandel hat eine Frau mit einer
simplen Idee ausgelöst.
Wir sprachen mit Tamara Martin.

Von Bob Konrad

Im Januar 2015 erreichte Tamara Martin die Nachricht, dass ihr Vater unheilbar an Krebs erkrankt war. Sie war Vorstandsmitglied bei Hyper-Continental, schon damals einer der größten Arbeitgeber in Baden-Württemberg, und arbeitete 60 bis 70 Stunden die Woche. „Als Autozulieferer waren wir einem großen Konkurrenzdruck ausgesetzt. Wir mussten den Shareholder-Value hochhalten, Schwäche und Hilfsbedürftigkeit kamen in meinem Leben bis dahin nicht vor“, erinnert sie sich. Der Gedanke, einen wichtigen Menschen bald zu verlieren, riss Tamara Martin aus ihrem Trott. Sie nahm sich Zeit und begleitete ihren Vater in ein Hospiz. „Ich verspürte das Verlangen, mich



Der Gedanke, einen wichtigen Menschen bald zu verlieren, riss Tamara Martin aus ihrem Trott

von meinem Vater gebührend zu verabschieden, und nahm mir ein paar Stunden pro Tag frei. Das fand man im Vorstand ganz und gar nicht gut, aber mir war das zu diesem Zeitpunkt egal, und das war gut so.“

In der Tat sollten die Erlebnisse im Hospiz in Tamara Martin eine grundlegende Veränderung auslösen. Schuld daran war nicht nur die Auseinandersetzung mit dem Tod, sondern vielmehr eine



Beobachtung: In dieser Einrichtung kümmerten sich neben Ärzten und Schwestern auch Freiwillige um die Sterbenden. Die Managerin war verwundert: Warum verzichtet jemand – und sei es auch

Dort war unendliche Dankbarkeit zu finden. Dank dafür, dass jemand da ist, der sich Zeit nimmt

nur für ein paar Stunden – auf die Freizeit, die ohnehin knapp ist, und setzt sich freiwillig mit Krankheit und Tod auseinander? Die Antwort fand Tamara Martin in den Augen ihres Vaters. „Dort war unendliche Dankbarkeit zu finden. Dank dafür, dass jemand da ist, sich um ihn kümmert. Und wenn diese Person auch nur für zehn Minuten seine Hand hielt, das reichte.“

Nach dem Tod des Vaters ließ Tamara Martin den Kontakt zum Hospiz nicht abbrechen. Sie ging auch weiterhin einmal die Woche dorthin, nun jedoch, um andere Menschen freiwillig und ohne Bezahlung auf ihrem letzten Weg zu begleiten. „Ich gebe zu, dass das reiner Egoismus war. So absurd das klingt, aber wenn ich dort raus kam, war ich glücklich. Glücklich, weil das Engagement im Hospiz mein Leben bereicherte. Es ist eine tolle Erfahrung, anderen zu helfen. Etwas zu geben, das andere glücklich macht. Das ist wirklich von Wert.“

Es ist Tamara Martins starkem Charakter und ihrem Durchsetzungsvermögen zuzuschreiben, dass heute ganz Deutschland von ihrer Erfahrung profitiert. Die Topmanagerin rief kurz nach dem Tod ihres Vaters in ihrer Abteilung das „Projekt Verant-

wortung“ ins Leben. „Wenn ich etwas gut finde, will ich andere unbedingt daran teilhaben lassen. In diesem Fall waren das die 275 Angestellten in meiner Abteilung.“ Tamara Martin verfügte, dass sich jeder Mitarbeiter eine Stunde die Woche sozial engagieren sollte. Ein Programm, das ihr Spott und böse Worte einbrachte. „Eine Stunde tut niemandem weh, aber die Idee widersprach der Vorstellung vieler Mitarbeiter, die glaubten, im Job unabhkömmlich zu sein. Ich war dennoch überzeugt davon, dass das Projekt von allgemeinem Nutzen sei.“

Tatsächlich stieß die Aktion eine positive Dynamik an. Die Mitarbeiter entwickelten auch im sozialen Bereich großen Ehrgeiz und Kreativität: Einige engagierten sich in einem Heim für schwerstbehinderte Kinder, andere brachten Flüchtlingen die deutsche Sprache bei, wieder andere bauten ein Haus für eine Behindertenwerkstatt. Viele engagierten sich gemäß ihren Fähigkeiten: Die Marketingabteilung entwarf ein Werbekonzept für eine Tierschutzorganisation, zwei Buchhalterinnen machten in ihrer Freizeit die Steuererklärung für ein Kinderheim, zwei Volontäre schrieben Förderanträge für ein Obdachlosenprojekt. Die IT-Leute programmierten eine eigene Community-Plattform für den Austausch unter den Angestellten.

Alle diese Aktivitäten veränderten die Atmosphäre in Tamara Martins Abteilung. „So was rückt dein Weltbild zurecht. Durch das soziale Engagement haben wir gelernt, Mitarbeiter, Kollegen und Geschäftspartner immer auch als Menschen zu sehen. Die Zusammenarbeit wurde partnerschaftlicher.“

Die Kunde von der besonderen Atmosphäre verbreitete sich, bald äußerten Mitarbeiter anderer Abteilungen den Wunsch, versetzt zu werden. Das „Projekt Verantwortung“ war zum Erfolgsmodell geworden und wurde schließlich 2015 unternehmensweit eingeführt. Nun engagierten sich deutschlandweit immerhin 36.900 Mitarbeiter in sozialen Projekten – vom einfachen Arbeiter bis zum Abteilungsleiter und den Vorständen. „Das Unternehmen sah darin auch die Chance, sich von Konkurrenten abzuheben und Kunden zu binden. Und es funktionierte.“

Ein Jahr später zog der größte Konkurrent nach, die Idee war endgültig salonfähig geworden. „Grund war die Einsicht, dass wir da etwas wirklich Sinnvolles eingeführt hatten, das allen zugute kam.“ Tamara Martin war das aber nicht genug. Sie suchte den Kontakt in die Politik und wurde zur professionellen Lobbyistin in Sachen soziales Engagement.

Die Managerin hatte ein hohes Ziel. „Die soziale Komponente war bis dahin nur alibimäßig in unseren Erziehungs- und Bildungsmodellen eingebunden. Es ging in der Schule nur um Leistung und Wettbewerb. Unsere Kinder wurden in zwölf Jahren zum Abitur getrieben. Sie konnten gut mit dem Stoff umgehen, aber vom wirklichen Leben lernten sie auf diesem Weg nichts. Ich wusste, dass ich da anzusetzen hatte.“

Tamara Martin wandte sich Ende 2015 an die Kultusminister der Länder. Im Rücken hatte sie eine mittlerweile stattliche Anzahl wichtiger Unterstützer aus der Wirtschaft. Es galt als erwiesen, dass es kontraproduktiv ist, geradezu unwirtschaftlich,

Die Schüler lernten, nicht nur von außen auf andere zu blicken, sondern sich in sie hineinzusetzen

wenn der Nachwuchs in Mathe und Physik brilliert, sozial aber inkompetent ist.

Wieder war ihre Initiative von Erfolg gekrönt. Im Jahr 2016 führte Berlin das „Projekt Verantwortung“ als Schulfach ein. Andere Bundesländer folgten. Fortan musste sich jeder Schüler vier Stunden die Woche einem sozialen Projekt widmen. Was genau der Einzelne tut, bleibt ihm selbst überlassen. Die Lehrer zeigten sich sehr schnell begeistert. „Die Schüler entwickelten Antennen für andere Menschen. Sie lernten, nicht nur von außen auf andere zu blicken, sondern sich in sie hineinzusetzen. Der Zusammenhalt wurde gestärkt. Und sie lernten, dass es nicht für alles eine Lösung gibt.“

In der Arbeitswelt fand die Initiative eine Entsprechung. Seit dem Jahr 2017 sind Betriebe per Gesetz angehalten, soziales Engagement ihrer Mitarbeiter zu fördern und verpflichtet, bis zu zwei Stunden pro Woche zu entlohnen. Die einzelnen Tätigkeiten werden durch regionale und lokale Trägervereine koordiniert.

Soziales Engagement ist heute nicht mehr nur eine Sache für hoffnungslose Romantiker und Gutmenschen – es gehört einfach dazu. Kinder lernen es von Kindesbeinen an. Tamara Martin lehnt sich zurück: „Man muss nur bedenken, dass der Mensch nicht allein überleben kann. Wir brauchen den anderen, und der andere braucht uns. Soziales Verhalten ist tief in unseren Genen verankert. Wenn wir uns nun also wieder verstärkt sozial engagieren, die Gemeinschaft bewusst erleben, dann komplettiert uns das endlich wieder als Menschen.“ ■

Die Autorinnen und Autoren

Sibylle Ahlers

lebt in Berlin und arbeitet als freie Journalistin unter anderem für bundestag.de und die US-Zeitschrift „Das Fenster“.

Constanze Bandowski

ist freie Journalistin mit den Schwerpunkten Eine Welt, Wirtschaft und Soziales, Reisen. Sie lebt in Hamburg.
www.cobando.de

Markus Heffner

lebt in Stuttgart und schreibt als selbstständiger Journalist vor allem Reportagen über gesellschaftspolitische Themen und Porträts über interessante Menschen. Er war 15 Jahre Redakteur bei der „Stuttgarter Zeitung“.

Rainer Hub

ist Referent für Freiwilliges Engagement und Freiwilligendienste bei Diakonie Deutschland in Berlin. Er engagiert sich selbst in den Bereichen Entwicklungszusammenarbeit, Jugend, Politik, Sport und im Stiftungswesen.

Hannes Jähnert

ist ausgebildeter Freiwilligenmanager und Engagement-blogger. Er schreibt und referiert über Online-Volunteering, Freiwilligenmanagement und den Wandel der Zivilgesellschaft in Zeiten von Web 2.0 und Social Media.
www.hannes-jaehnert.de

Nadja Juskowiak

ist freie Journalistin mit dem Schwerpunkt Lokaljournalismus und den Themen Soziales und Gesundheit. Sie lebt in Bochum.

Kerstin Klamroth

ist Journalistin und arbeitet für Tageszeitungen, Magazine und Rundfunk mit den Schwerpunkten Feuilleton und Soziales. Sie ist Dozentin für journalistisches Schreiben und verfasst Sachbücher und Belletristik.
www.kerstin-klamroth.de

Bob Konrad

schreibt Hörspiele und Drehbücher für Funk, Fernsehen, Kino und didaktische Medien. Unter anderem zeichnete er verantwortlich für die TV-Serie „Nächster Halt – Philosophie für Kinder“.
www.raumstation.de

Susanne Straßberger

ist Pressereferentin beim Diakonischen Werk in Leipzig.

Andreas Unger

ist Sozialjournalist. Als Autor und Moderator beschäftigt er sich mit den Härten des Lebens – und mit Lösungen. Er lebt in München.
www.zeilenmacher.de

Thema des nächsten Heftes: Willkommen in Deutschland!?

Das Diakonie magazin 1/2015 erscheint am 12. Mai 2015

Krieg, Verfolgung, Hunger oder wirtschaftliche Not – Millionen Menschen sind auf der Flucht. Die meisten kommen in den Flüchtlingscamps ihrer Nachbarstaaten unter. Einige bitten in Deutschland um Asyl. Wie empfangen wir diese Frauen, Männer und Kinder? Was können wir tun, damit Flüchtlinge und Einwanderer wieder eine Zukunftsperspektive bekommen?

Um diese Themen geht es in der nächsten Ausgabe des Diakonie magazins.

Weniger ist leer.



Es gibt so viele, die hoffen auf
mehr, um überleben zu können.
Ihre Unterstützung hilft uns,
den Hunger zu bekämpfen.

Spendenkonto Brot für die Welt:
Bank für Kirche und Diakonie
IBAN: DE10 1006 1006 0500 5005 00
www.brot-fuer-die-welt.de

Mitglied der
actalliance

Brot
für die Welt

Impressum

Herausgeber: Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V.,

Caroline-Michaelis-Straße 1, 10115 Berlin, Telefon: (030) 65211-0

Redaktion: Andreas Wagner (Chefredaktion), Ulrike Baumgärtner, Justine Schuchardt, Telefon (030) 65211-1117, redaktion@diakonie.de

Mitarbeit bei dieser Ausgabe: Holger Twele

Verlag: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH, Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main, Geschäftsführer: Jörg Bollmann, kaufmännische Verlagsleitung: Bert Wegener, Layout: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH

Aboservice: A&O GmbH, Waldstr. 68-70, 63128 Dietzenbach, Telefon (06074) 821 80, Fax (06074) 821 840, E-Mail: diakonie@aundo-gmbh.de

Anzeigen: m-public Medien Services GmbH, Zimmerstr. 90, 10117 Berlin, Telefon (030) 32 53 21-432, Zzt. gilt Anzeigenpreisliste 2 vom 01.01.2014.

Druck: Strube Druck & Medien OHG, 34587 Felsberg

Bezugs- und Lieferbedingungen: Das Diakonie magazin erscheint zweimal jährlich. Der Bezug der Zeitschrift Diakonie magazin ist im Mitgliedsbeitrag des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung enthalten. Dem Diakonie magazin ist ein Regionalteil beigeheftet (Hessen regional), Verlag und Druck wie Bundesausgabe. ISSN: 1864-1628 (Bundesausgabe), ISSN: 2198-4956 (Hessen regional). Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet nur mit Genehmigung des Herausgebers.

In dieser Ausgabe finden Sie Beilagen von BKK Diakonie sowie in einem Teil dieser Auflage Beilagen vom Deutschen Jugendherbergswerk





**Versicherer im
Raum der Kirchen**

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge



**Wechseln Sie bis zum 30.11.
zu uns und sparen Sie!**

SCHUTZ. ERFAHREN.

Autoversicherung Classic

Mit unserer Kfz-Versicherung fahren Sie immer gut. Und mit dem Kombi-Bonus sparen Sie 5 % in der Kfz-Haftpflicht- und Kaskoversicherung für Ihren PKW.

- Schneller und zuverlässiger Schadenservice
- Zertifizierte Partnerwerkstätten
- Niedrige Beiträge

Gute Beratung braucht Gespräche. Wir sind für Sie da.

**Telefon 0800 2 153456
www.vrk.de**

Menschen schützen.
Werte bewahren.